1,50 DM / Band 166
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Die Dämonenkatze

Belgien F 28 / Frankreich F 4,- / Italien L 900 / Luxemburg F 27 / Niederlande f 1,90 / Schweden kr 4,50 i.m. / Spanien P 70



Die Dämonenkatze

John Sinclair Nr. 166

von Jason Dark

erschienen am 08.09.1981

Titelbild von José Perez Montero

Sinclair Crew

Die Dämonenkatze

Die Augen starrten Leon Poole an!

Leicht geschlitzt, gefährlich leuchtend, gelblich die Farbe, mit einem grünen Schimmer – Katzenaugen…

Und sie standen über ihm in dem alten Treppenhaus. Die Katze lauerte auf dem ersten Absatz.

»Hau ab!« knurrte Poole, »sonst mache ich dir Beine!« Er schob seine Schirmmütze in den Nacken und packte die lange Stange mit der Metallgabel fester. Dann stieß er sie vor, in die Dunkelheit hinein und dorthin, wo das Augenpaar leuchtete.

Die Katze fauchte auf. Die Augen bewegten sich blitzschnell, ein Zeichen, daß die Katze zur Seite wischte, dann war sie verschwunden. Das Tappen ihrer Pfoten noch – Stille.

»Wer sagt's denn?« murmelte Poole. »Man muß die verdammten Biester nur richtig scheuchen, dann haben sie auch den gehörigen Respekt.« Er lachte und machte Licht.

Es war nicht gerade Luxus, was man in dem Haus zu sehen bekam. Doch darauf konnte Poole verzichten. Als Junggeselle fühlte er sich auch da wohl, wo von den Wänden der Verputz blätterte.

Zudem wohnte er allein in dem kleinen Zweifamilienhaus. Selbst die Türken waren ausgezogen, weil sie keine Lust mehr hatten, mit einem Mann wie Leon Poole unter einem Dach zu hausen.

Und das hatte seinen Grund.

Leon Poole war Katzenfänger von Beruf. Er strolchte durch die Slums von London, aber auch durch Mayfair und das vornehme Westend. Und er las Katzen auf. Er hatte darin eine sagenhafte Routine entwickelt. Wenn er einmal eine Katze entdeckt hatte, dann war sie auch nicht mehr zu retten. Poole packte sie, warf sie in seinen Wagen und fuhr sie nach Hause, wo er sie in Käfige steckte, die eines Tieres unwürdig waren. Dort fielen die Katzen oft übereinander her, es gab Aggressionen. Ab und zu starb ein Tier, doch das machte Poole nichts aus. Es gab genügend Nachschub.

Und er wurde die Katzen los.

Poole handelte praktisch im Auftrag, denn es waren die großen Chemie-Konzerne, die Poole die Katzen abnahmen, um an ihnen ihre Versuche durchzuführen.

Poole hatte ja schon wenig Gefühl, wenn er die Katzen so unwürdig einsperrte, aber in den Versuchslabors der Chemie-Giganten ging man mit den Tieren noch schlimmer um.

Darüber aber dachte Poole nie nach. Hauptsache, er bekam sein Geld. Mit schweren Schritten ging er die Stufen hoch, auf der die Katze gegessen hatte, die von ihm verjagt worden war. Hin und wieder verirrte sich eine fremde Katze in dieses Haus, wahrscheinlich wurde sie durch das Schreien der anderen angelockt. So mußte es auch heute gewesen sein, aber auch solche Katzen liefen oft genug in die Fallen des Leon Poole.

Er hatte einige davon aufgestellt. Sie befanden sich auf seinem Grundstück, und von Besuchen dort war kaum eine Katze zurückgekommen. Leon Poole konnte sie alle gebrauchen.

Er schloß seine Wohnungstür auf. Den Fänger, wie er sein Instrument selbst nannte, stellte er an die Wand und betrat den schmalen Flur, in dem es natürlich wie überall in Pooles Wohnbereich nach Katzen roch.

Poole übertrug diesen Geruch auf das Geld, daß er für seine Tiere bekam. Also stinkt Geld doch, pflegte er kichernd zu sagen. Und von seinem Geld konnte er sich auch das Lieblingsgetränk kaufen, von dem er jeden Abend einen kräftigen Schluck zur Brust nahm.

Wodka!

Poole wandte sich nach links und stieß die Tür zum Wohnraum auf. Dort befand sich auch sein alter Gaskocher und ein Waschbecken. Die Möbel stammten noch von seinen Eltern und waren nicht gepflegt worden. Entsprechend sahen sie auch aus.

Eine weitere Tür führte zum Schlafraum, wo Leon Pooles Bett stand. Schlafen wollte er noch nicht. Erst einmal mußte die Flasche geleert werden.

Der billigste Wodka, den der Supermarkt verkaufte, war Leon Pooles Standardgetränk. Den kippte er sich liebend gern hinter die Binde.

Er zog die quietschende Schranktür auf und fand mit zielsicherem Griff die Flasche.

Jetzt leuchteten seine Augen, die ansonsten stumpf und gefühlslos blickten. Die Flasche war gut. Wenn er trank, konnte er das ganze Elend vergessen, denn ein glücklicher Mensch war Leon Poole beileibe nicht. Vom Äußeren her glich er einem Kneipenschläger.

Ziemlich breit war er in den Schultern, hochgewachsen, wenig Haare hatte er auf dem Schädel, die restlichen wuchsen lang in den Nacken, so daß sie immer über den Rand der Mütze hinwegschauten. In seinem Gesicht fielen besonders die kleinen, tückischen Augen und der wulstige Mund auf. Am Kinn hatte er einige Narben. Die verdankte er auch Katzen, deren Krallen doch schärfer gewesen waren, als er angenommen hatte.

Poole ließ sich auf die alte Couch fallen, bei der die Sprungfedern knarrten, als sie sein Gewicht spürten. Dann packte er die Flasche, entkorkte sie und setzte sie an den Mund.

Er trank.

Langsam und genußvoll ließ er den billigen Wodka in seine Kehle rinnen. Ein anderer hätte sich geschüttelt, für Poole war das ein Genuß.

Erst nach über einer Minute stellte er die Flasche ab. Aus seinem Mund quoll eine Schnapsfahne, er stöhnte auf und lehnte sich entspannt zurück.

»Das hat gut getan.«

Poole schloß die Augen. Er dachte darüber nach, daß am nächsten Tag der Wagen vom Chemiewerk kommen würde, um einen Teil der Katzen abzuholen. Der Fahrer brachte einen Teil des Geldes immer gleich mit, das andere wurde überwiesen.

Zu wissen, daß es einen Tag später wieder neues Geld gab, griff Leon Poole zum zweitenmal zur Flasche und setzte sie an, um einen großen Schluck zu nehmen.

Der Wodka hatte noch nicht seine Lippen benetzt, als er die Stimme hörte.

»Poole, Leon Poole!«

Der Katzenfänger erstarrte. Verdammt, da hatte eine Frau gerufen.

Das wäre nicht weiter schlimm gewesen, Poole hatte nichts gegen Frauen, nur war die Stimme nicht draußen, sondern in seiner Wohnung aufgeklungen – und zwar im Schlafzimmer.

Auch das wäre sicherlich nicht schlimm gewesen, denn Poole hatte auch nichts gegen Frauen im Schlafzimmer, nur hätte er gern gewußt, wie die andere dorthin gekommen war, denn er hatte sie nicht eingeladen und auch nicht mitgeschleppt.

Dann wieder. »Poole, Leon Poole…«

Dem abgebrühten Katzenfänger wurde es leicht unwohl. Die Stimme hatte nicht etwa zärtlich geklungen, sondern eher lauernd und irgendwie berechnend.

Poole stand auf. Dabei schielte er auf den Hochprozentigen, nahm noch einen kräftigen Zug und stellte die Flasche dann wieder auf den Tisch zurück. Jetzt war er mutig genug. Und sollte sich da tatsächlich ein weibliches Wesen in sein Schlafzimmer verirrt haben, dann wollte er zusehen, daß es nicht so schnell wieder herauskam. Poole kannte da ganz spezielle Tricks, die ihm einige Zuhälter aus Soho beigebracht hatten.

Leon schlich auf die Tür zu.

»Komm nur, komm!« hörte er die Stimme.

Verdammt, aber das war eine andere. Er hatte es genau mitbekommen. Es war nicht die erste, die ihn da gerufen hatte. Sollten sich da vielleicht zwei Frauen in sein Schlafzimmer verirrt haben?

Er grinste stärker. Auch mit zweien würde er es aufnehmen. Ein Kinderspiel.

»Er kommt!«

Poole zuckte zusammen. Verflucht, das war eine dritte Frauenstimme, die ihn da gelockt hatte.

Drei Weiber!

Er grinste schief. Der Alkohol wirkte bereits. Drei Frauen, das war irre. Vielleicht hatte ihm da ein Scheich seinen Harem geschickt. Das wäre natürlich Spitze gewesen.

Poole rieb sich die Hände. Und doch blieb ein leichtes Unbehagen zurück. Trotz des genossenen Alkohols war er Realist genug, um zu merken, daß so etwas eigentlich nicht angehen konnte. Nein, das war wirklich nicht normal.

Drei Weiber!

Egal, er würde gleich Bescheid wissen. Leon Poole legte seine Hand auf die Klinke, drückte sie nach unten und stieß mit einem heftigen Ruck die Tür auf.

Die sollten sich wundern.

Zuerst wunderte sich Poole.

Er blieb auf der Türschwelle stehen und seine Augen wurden langsam groß.

Da waren keine Frauen.
Dafür sah er etwas anders.
Drei Katzen!

***

Leon Poole hatte Licht gemacht, damit er sich besser umschauen konnte.

Er sah die Katzen, und er wußte sofort, daß sie nicht zu seiner Sammlung gehörten. Nein, die hatte er nie besessen, zudem waren es Rassetiere. Soviel verstand Poole inzwischen davon.

Eine hockte auf dem Bett. Sie schaute ihn aus blaßgrünen Augen an, besaß ein rötliches Fell, das wie frisch gekämmt wirkte. Die Vorderpfoten hatte die Katze ausgestreckt. Der Mund war leicht geöffnet, und Poole sah die scharfen Zähne.

Sein Blick wanderte weiter.

Die zweite Katze hatte es sich auf einem Stuhl bequem gemacht.

Ihr Körper war dunkler. Er schillerte irgendwie schwarzblond, so seltsam es auch war. Noch nie in seinem Leben hatte Leon Poole so eine Katze gesehen.

Und dann die dritte. Sie saß auf dem Schrank. Pechschwarz, ein richtiger Teufel. Gelb leuchteten die Augen, und Poole wurde das Gefühl nicht los, daß es genau die Katze gewesen war, die er vorhin auch im Hausflur gesehen hatte.

Alle drei starrten ihn an.

Aber wo, zum Henker, steckten die drei Frauen? Er sah hier nur Katzen, und die konnten ja schlecht sprechen.

»Ich glaub', ich bin besoffen«, murmelte Poole und grinste. »Bilde mir schon Stimmen ein, wo keine sind. Sowas ist mir auch noch nicht passiert. Der alte Leon Poole wird senil.« Er schüttelte den Kopf, dann wurde sein Blick wieder lauernd. »Aber schlecht seid ihr ja nicht«, flüsterte er. »Ihr werdet mir sicherlich ein paar Pfund einbringen, wenn ich euch verschachere.«

Es war typisch für Leon Poole, daß er nur an seinen Vorteil dachte und nicht an das Tier. Jedem normalen Menschen hätte es in der Seele leid getan, diese Katzen zu töten, nicht so Leon Poole. Für das Geld konnte er sich ja wieder Alkohol kaufen.

Er wich zurück, nachdem er seine erste Überraschung verdaut hatte. Im Wohnraum stand der Fänger. Mit ihm würde er die drei Katzen schon kriegen, da war er ganz sicher.

Die Tiere rührten sich nicht. Sie blieben auf ihren Plätzen hocken und verfolgten ihn mit ihren Blicken. Um sich selbst zu beruhigen, pfiff Poole ein Liedchen, als er zurückwich, sich umdrehte und nach seinem Katzenfänger griff, einem Werkzeug, das wie eine Gabel aussah. Er packte die Stange mit beiden Händen, drehte sich um und

blieb überrascht stehen.

Die schwarze Katze hatte ihren Platz auf dem Schrank verlassen und war ihm gefolgt. Sie hockte jetzt auf der Schwelle zwischen den beiden Zimmern.

Poole kicherte. »Kommst du freiwillig, du kleines Kätzchen«, flüsterte er. »Ich werde dir…« Er verstummte, denn der Ausdruck, den er in den Augen des Tieres bemerkt hatte, war irgendwie seltsam.

Die Katze schaute ihn nahezu haßerfüllt an.

Ja, er spürte fast körperlich den Haß, der ihm da entgegengestrahlt wurde. So hatte ihn noch nie in seinem Leben eine Katze angesehen. Das durfte nicht wahr sein, das gab es einfach nicht, das konnte es nicht geben.

Auch die beiden anderen Tiere hatten ihre Plätze verlassen und schlichen auf die schwarze Katze zu. Ihr Fell sträubte sich, die Schwänze standen in die Höhe.

Poole fühlte sich ungemütlich. Die Katzen kamen ihm verdammt seltsam vor, irgendwie aggressiv…

Dennoch war er sicher, daß er mit ihnen fertig werden würde.

Wäre ja gelacht, gegen drei Katzen war er noch immer angekommen. Schließlich war er ein Mensch. Und dazu noch bewaffnet.

»Kommt nur her, ihr kleinen Biester«, flüsterte er. »Ich werde euch schon zeigen, wer der Herr hier ist.« Er kicherte und stieß mit seiner Gabelzunge nach der schwarzen Katze. Die wich zurück, was dem Fänger ein Lachen entlockte.

Dabei machte er jedoch den Fehler, sich zu sehr auf die schwarze Katze zu konzentrieren. Die anderen beiden hatten plötzlich freie Bahn, und die nutzten sie aus.

Blitzschnell und lautlos waren sie heran.

Poole erschrak, als er sie plötzlich vor sich sah, und dann stießen sie sich ab. Sie wuchteten ihre Körper auf den überraschten Fänger zu, und im nächsten Augenblick spürte der Mann die Schläge mit den messerscharfen Krallen.

Sein Gesicht war ungedeckt gewesen, weil er mit beiden Händen die unhandliche Fängerstange umfaßt hielt. Und schon hieben ihm die Krallen die ersten Wunden. Plötzlich floß Blut über seine Wangen, zeichnete ein makabres Muster, und bevor er noch irgend etwas unternehmen konnte, sprangen die Katzen schon zu Boden.

Er drehte sich um und ließ die Stange fallen. Poole spürte, wie das Blut über sein Gesicht rann, beide Wangen brannten, und seine Wut wurde angestachelt. Sie entwickelte sich zu einem ungeheuren Haß gegen die Tiere, er war restlos entschlossen, sie zu vernichten.

Mit dem Handrücken wischte er über seine Wangen und ließ auf den Unterarmen eine blutige Spur.

»Wartet!« keuchte er. »Wartet nur, euch werde ich kriegen.« Er

duckte sich und drehte sich dabei um die eigene Achse. Aber immer befand sich ein Tier in seinem Rücken, und diesmal war es die schwarze Katze, die dies ausnutzte.

Sie sprang.

Poole spürte den Aufprall, der ihn sogar nach vorn stieß. Die scharfen Krallen zerrissen den Stoff des Baumwollhemds, trafen seinen nackten Rücken und hieben in das Fleisch.

Poole schrie auf.

Er schlug um sich, seine Hände krallten sich auch in das Fell der Katze, und es gelang ihm, sie von seinem Rücken zu reißen. Bevor er sie gegen die Wand schleudern konnte, hatte die Katze ihren Kopf gedreht und schlug die spitzen Zähne in sein Gelenk.

Poole ließ sie los.

Die rote Katze sprang ihn an. Wieder zielte sie auf sein Gesicht, während die etwas dunklere gegen seinen Körper hechtete. Eine Katze konnte Poole abwehren, die zweite riß dem Tierquäler fast ein Auge aus. Leon Poole war halbblind, Tränen schossen aus seinen Augen und vermischten sich mit dem Blut auf seinem Gesicht.

Der Fänger stolperte durch das Zimmer, fiel gegen die Wand und berührte mit seiner Schulter den Lichtschalter.

Es wurde dunkel.

Nur aus dem Schlafzimmer drang noch ein schwacher Schein durch die halboffene Tür, doch der erreichte kaum den Tisch, wo die Wodkaflasche stand.

Poole krachte gegen die Tür. Zu einer kontrollierten Handlung war er nicht mehr fähig. Die Katzen machten ihn fertig. Er hörte ihr gräßliches Fauchen, spürte die Krallen überall an seinem Körper, und seine Kleidung bestand nur noch aus Fetzen, die Tiere hatten sie in ihrer Wut zerrissen.

Flucht!

Das einzige, was ihm noch helfen konnte, war eine rasche Flucht.

In dieser Wohnung konnte er nicht länger bleiben, er mußte weg, sonst war er verloren.

Irgendwie schaffte er es, die Türklinke zu finden. Seine Hand haute dagegen und klammerte sich fest, als wäre die Klinke der letzte Rettungsanker.

Die Tür schwang auf.

Zwei Katzen hockten auf seinen Schultern. Leon Poole spürte ihr Gewicht rechts und links. Mit erschreckender Deutlichkeit wurde ihm klar, daß die Tiere an seinen Hals wollten, um ihn endgültig zu töten.

Poole stolperte in den dunklen Flur. Es gelang ihm noch einmal, die Tiere von seinen Schultern zu schleudern. Er hörte, wie sie zu Boden schlugen, und ein wildes Lachen entrang sich seiner Kehle.

Aber da war noch die dritte Katze.

Sie hing auf einmal in seinem Genick, stieß ihn nach vorn, und Poole wankte auf die Treppe zu.

Es war dunkel, er übersah die erste Stufe, stolperte und verlor das Gleichgewicht.

Kopfüber fiel Leon Poole die Stufen hinab. Seine gellenden Schreie vermischten sich mit den dumpfen Geräuschen, als er auf die Stufen schlug und am Ende der Treppe liegenblieb.

In seinem Schädel zuckten die Schmerzen auf, er konnte nichts mehr sehen, hörte sich schreien, dazwischen das Fauchen, und dann huschten drei Körper schattengleich die Treppe hinunter.

Poole wollte noch die Hände hochreißen, da waren die Katzen bereits über ihm.

Sie nahmen fürchterliche Rache.

Und Leon Poole war erst der Anfang…

***

Es gibt Feiern, die man besuchen muß, Sie kennen das sicherlich.

Wenn ein Mann, mit dem sie lange zusammengearbeitet haben, Jubiläum hat, ist es die Pflicht der Kollegen, bei seiner Party anwesend zu sein.

So war es bei mir auch.

Chiefinspektor Gerald Peters vom Einbruchdezernat feierte sein 25jähriges Dienstjubiläum. Da ich ihn ziemlich gut kannte und wir immer gut zusammengearbeitet hatten, war auch ich eingeladen worden und hatte angenommen.

Die Feier fand nicht in seiner Wohnung statt, sondern in Peters Stammkneipe.

Dort gab es einen Saal, der groß genug war, um die Gäste zu fassen. Natürlich begegnete ich fast nur Kollegen, und natürlich wurde von der Arbeit gesprochen.

Mich quatschte man ein paarmal schief von der Seite an. Es gab einige Kollegen, die es noch nicht überwunden hatten, daß ich eine Sonderstellung innerhalb des Yard einnahm. Auch deshalb, weil eigentlich nicht sehr viel an die Öffentlichkeit drang, denn die Fälle, die ich zu lösen hatte, sollte man lieber nicht an die große Glocke hängen. Und so war ich den »normalen« Kollegen manchmal ein wenig suspekt. Zudem schaffte es der Alkohol, die Zungen der Männer zu lösen. Gerald Peters war ein Bierfreund, er hatte sich extra deutsches Bier bringen lassen, und davon zwei Fässer.

Ich war schon beim fünften Glas angelangt, hatte aber eine gute Unterlage, denn das Fischbuffet hatte es in sich gehabt. Der geräucherte Aal, der Lachs, all die kleinen Spezialitäten sorgten dafür, daß man doch einiges vertragen konnte.

Viele schimpften auf den Laden und regten sich auch über das

Gangsterunwesen auf, denn auch englische Verbrecher waren keine Gentlemen mehr. Sie hatten sich bewaffnet und gingen eiskalt auf ihr Ziel zu. Dagegen waren die Posträuber von damals direkt Waisenknaben.

Ein dunkelhaariger Mann machte sich an mich heran. »Und Sie jagen Geister und Dämonen?« Seine Stimme klang ziemlich aggressiv. Der Knabe arbeitete irgendwo in der Verwaltung.

Ich blieb freundlich und sagte: »Nein.«

»Wieso?«

»Ich jage keine Dämonen, sondern trinke Bier.« Dabei hielt ich das Glas hoch.

Er zog die Mundwinkel verächtlich nach unten. »Verarschen kann ich mich alleine.«

»Wie Sie meinen«, erwiderte ich und ließ ihn stehen.

Drei Stunden hielt ich mich schon auf der Feier auf. Es war bald 23.00 Uhr, und für mich wurde es eigentlich Zeit, nach Hause zugehen. Zudem war ich ziemlich müde. Ich war erst am Nachmittag aus Deutschland zurückgekommen, wo ich zusammen mit Will Mallmann gegen die Bestien aus dem Geistersumpf gekämpft hatte.[1] Zum Glück wartete kein neuer Fall auf mich, so daß ich mit ruhigem Gewissen die Party besuchen konnte. Am anderen Tag war ich mit Jane Collins verabredet. Die Detektivin hatte sich für einige Zeit nicht in London aufgehalten, sie war in Paris gewesen, und ich war gespannt, was sie zu berichten hatte.

Ein Glas wollte ich noch trinken. Am Faß traf ich mit dem Jubilar zusammen.

»Na John, du alter Geisterjäger, wie gefällt dir die Feier hier!«

Gerald Peters schlug mir so heftig auf die Schulter, daß ich mit dem Bierglas gegen das Faß stieß.

Zum Glück gab es keine Scherben.

»Gut«, erwiderte ich, während ich das Bier beobachtete, das aus dem Hahn in das Glas floß. »Mir gefällt es hier, Gerald. Ist ‘ne echt gute Sache.«

»Das freut mich. Weißt du was, John, wir müssen mal wieder abends losziehen und einen zur Brust nehmen. Das war doch früher immer so klasse – oder nicht?«

»Doch.«

»Und warum gehen wir nicht mehr?«

Ich richtete mich auf und schaute auf den Schaum, der kleine Blasen warf. »Hast du noch soviel Zeit wie früher?«

»Nein, verdammt.«

»Eben.«

»Der Job frist einen auf. Meine Frau will ja, daß ich mich versetzen lasse, aber ich habe keine Lust, den ganzen Tag über hinterm

Schreibtisch zu hängen. Ich brauche Action, wenn du verstehst, was ich meine, John.«

»Wem sagst du das?« Ich nahm einen kräftigen Schluck vom gut gekühlten Bier.

»Ich sehe, wir verstehen uns. Viel Spaß noch.« Ich kassierte einen zweiten Schlag auf die Schulter.

Peters war eben etwas rauh, aber herzlich.

Mit dem Bierglas in der Hand wanderte ich durch den Raum und hörte neue Witze, die ich schnell wieder vergaß.

Ich leerte mein Glas. Als ich den letzten Schluck genommen hatte, war es 23 Uhr. Zeit für mich. Ich verabschiedete mich bei Gerald Peters und bedankte mich für das Essen und den schönen Abend.

Diesmal kassierte ich keinen Schlag auf die Schulter, dafür einen Händedruck, der auch nicht von schlechten Eltern war.

Draußen atmete ich die kühlere Luft ein. Es hatte etwas geregnet, die Straßen glänzten naß.

Mein Bentley stand zu Hause. Ich war mit einem Taxi gekommen und wollte auch mit einem zurückfahren. In London gibt es 80.000 Taxis, aber ausgerechnet ich fand keins.

Nun muß ich hinzufügen, daß Gerald Peters in Finsbury wohnte, einem nordwestlich gelegenen Stadtteil von London. Hier kannte ich mich nicht gut aus, wußte aber, wo der Northhampton Square lag. Dort wollte ich hin, denn da bekam ich sicherlich einen Wagen.

Zu Fuß würde ich ungefähr zehn Minuten brauchen.

Die Häuser hier waren älter und auch nicht so in Reih und Glied gebaut worden. Manche besaßen einen kleinen Vorgarten, andere ständen zwischen zwei leeren Grundstücken als Einzelhäuser, dann sah ich wieder eine Baustelle, ein Lokal oder eine Disco. Ein paar Rocker überholten mich. Die jungen Leute nahmen mit ihren Maschinen die gesamte Straßenbreite ein.

Laternen verbreiteten trübes Licht. Als das Dröhnen der Motoren verklungen war, befand ich mich in der Nähe eines alten Ziegelsteinhauses, das ebenfalls freistand, so daß ich auf das neben dem Haus liegende, verwilderte Grundstück schauen konnte.

Das Unkraut wucherte fast hüfthoch. Es gab dazwischen auch einen Fahrweg, und Reifenspuren die ich im Licht einer Laterne sah, bewiesen, daß der Weg auch des öfteren benutzt wurde.

Die Schreie trafen urplötzlich mein Gehör.

Sofort blieb ich stehen.

Abermals hörte ich das Schreien.

Grell, zitternd, in Todesangst ausgestoßen!

Vergessen war die Party, denn nun war ich voll da. Ein Mensch in Gefahr, und ich befand mich dicht in seiner Nähe. Da mußte ich helfen.

Zwei Sekunden gab ich mir, um erst einmal die Lage zu überblicken. Die Schreie waren innerhalb des Hauses aufgeklungen, daran gab es nichts zu deuteln.

Aber wo befand sich der Eingang?

Zum Glück stand in der Nähe eine Laterne. Ihr Streulicht fiel so weit, daß es auch die Seite neben dem Haus beleuchtete, und dort sah ich die Stufen einer Treppe.

Ich lief durch das hohe Unkraut, nahm die Treppe mit einem Satz und stand schon vor der Tür.

Sie war verschlossen.

Aber die Person schrie noch immer.

Es waren schreckliche Angstschreie, die mir eine Gänsehaut über den Rücken trieben. Ich trug meine Beretta bei mir. Das hatte ich mir angewöhnt, auch wenn ich privat unterwegs war. Ich hätte das Schloß zerschießen können, doch Silberkugeln wollte ich nicht opfern, sie waren mir zu wertvoll.

Deshalb ging ich noch einmal zurück, nahm einen gehörigen Anlauf, jagte abermals die Stufen hoch und warf mich mit meinem vollen Gewicht gegen die Tür.

Sie zitterte – und sprang auf.

Es knirschte, als das Holz riß. Ein paar Splitter flogen mir um die Ohren, noch ein Tritt, und ich hatte endgültig freie Bahn. Wie von selbst schien mir die Beretta in die Hand zu gleiten, als ich mich sofort aus dem helleren Türrechteck wegstahl und mich dicht neben der Tür an eine rauhe Wand preßte.

Das Schreien war verstummt. Ein letzter röchelnder Atemzug, der mir durch Mark und Bein schnitt, dann war es still.

Nein, doch nicht. Ich hörte etwas.

Ein schleifendes Geräusch, ein Fauchen, und dann ein leises Patschen, als würden Tiere über Holz laufen.

Tiere?

Da sah ich die Augen. Sie leuchteten in der Dunkelheit. Es waren drei Paar, und sie befanden sich versetzt voneinander. Es waren keine Menschenaugen, die hier hatten eine andere Größe. Sie waren klein, schräggestellt und erinnerten mich irgendwie an die Augen von Katzen.

Ja, das war es! Katzen.

Ich wollte meine Bleistiftleuchter hervorholen, um wenigstens etwas sehen zu können, als ich bei dieser Bewegung weiter über die Wand glitt und mit dem Rücken einen Lichtschalter berührte, ihn sogar nach unten kippte.

Es wurde hell.

Zwar war es eine trübe Helligkeit, dennoch sah ich Einzelheiten.

In der Tat, es waren Katzen!

Sie hockten auf der Treppe und starrten mich an. Drei Augenpaare, und ehrlich gesagt, ich empfand plötzlich Furcht vor diesen Blicken. Besonders hell und kalt leuchteten die Augen der schwarzen Katze, bevor sie sich umdrehte und blitzschnell verschwand, ebenso wie ihre beiden anderen Artgenossen.

Dann lief ich zu dem Mann, der auf dem Bauch und auf den vier untersten Stufen der Treppe lag.

Seine Kleidung war völlig zerfetzt, und ich sah das Blut, das sogar über die Stufen gespritzt war und die Wand getroffen hatte. Ich schluckte hart. Es kostete mich Überwindung, den Mann herumzudrehen.

Der Anblick war fürchterlich. Nur soviel möchte ich sagen, der Tote besaß keine Augen mehr.

Die Katzen hatten sie ihm ausgekratzt!

Ich fror regelrecht. Vielleicht vor Angst oder vor Entsetzen. Das hier war sehr schlimm.

Hatten die Katzen diesen gräßlichen Mord begangen? Diese Frage schwebte im Raum, doch ich wollte es nicht glauben. Es erschien mir zu unwahrscheinlich.

Katzen killten nicht – normalerweise.

Aber was war schon normal?

Ich zermarterte mir das Gehirn und kam zu dem Entschluß, nachzuschauen, wo sich die Tiere aufhielten. Sie waren nach oben gerannt, also nahm ich den gleichen Weg.

Ich ging vorsichtig. Der rechte Zeigefinger lag am Abzug der Beretta, ich wollte mich nicht überraschen lassen, denn der Anblick des Toten hatte ausgereicht.

Katzen sind schnell und geschmeidig. Auch sie konnten mich urplötzlich anfallen, deshalb war ich so auf der Hut. Doch es geschah nichts. Ich erreichte unangefochten die erste Etage, wo ich stehenblieb und die offene Wohnungstür sah.

Auch an ihr klebten einige Blutspritzer, und Blut sah ich auch auf dem Boden.

Himmel, was mußte sich hier für ein schreckliches Drama abgespielt haben!

Ich betrat die Wohnung.

Das Zimmer war ein Wohnraum. Aber jämmerlich eingerichtet.

Alte Möbel, bei denen keine einzige Tür gerade hing, sondern schief in den Angeln. Ich schaute über den Tisch mit der fast leeren Wodkaflasche hinweg und konnte das Sofa sehen, aus dem sie Sprungfedern hervorlugten.

Alles in allem eine wirklich ärmliche Behausung.

Nur, wo hielten sich die Katzen auf?

Vielleicht im Nebenraum, denn eine zweite Tür stand spaltbreit

offen. Auf Zehenspitzen bewegte ich mich voran. Ich hörte kein einziges Geräusch und versuchte auch, möglichst kein Geräusch von mir zu geben. Vor der Tür blieb ich stehen.

Ich peilte in das Zimmer hinein, sah nur einen schmalen Ausschnitt und konnte ein Teil des Betts erkennen. Es besaß noch das alte Holzgestell der Jahrhundertwende. Das Oberbett war ebenso zerwühlt wie das Kissen.

Hatte hier vielleicht auch ein Kampf stattgefunden, und würde ich noch einen Toten finden?

Mit der linken Hand stieß ich gegen die Tür, die langsam aufschwang und dabei häßlich knarrte.

Freie Sicht in das Zimmer.

Wie ein Guß eiskalten Wassers traf mich der Schock. Eine zweite Leiche entdeckte ich nicht, sondern das Gegenteil.

Vor mir stand eine Frau.

Und sie war nackt!

***

Das war wie im Film.

Ich schloß die Augen, öffnete sie wieder und sah immer noch dieselbe unbekleidete Frau.

Keine Täuschung.

Niemand von uns sprach. Mein Blick glitt über ihren schlanken, gut gewachsenen Körper. Ich sah das lange, rötlich blonde Haar und konnte auch erkennen, daß die Farbe echt war. Die Hüften waren wohlgerundet, die Oberschenkel fest, geschmeidig und glatt, der Busen hoch angesetzt. Diese Frau bot einen so prächtigen Anblick, daß ich regelrecht fasziniert von ihr war.

»Wohnen Sie hier?« fragte ich.

Sie warf mit Schwung das lange Haar zurück und erwiderte nur ausweichend. »Vielleicht.«

»Dann kennen Sie den Mieter oder Besitzer?«

»Ja.«

»Und Sie wissen, was mit ihm geschehen ist?«

»Nein.«

Die Schöne hielt mich zum Narren, das bemerkte ich sofort. »Erzählen Sie mir nichts, der Mann ist tot.«

»Leon Poole?«

»Wenn er so hieß, ja.«

Sie hob die Schultern, und ich sah, wie sich ihr Mund zu einem kleinen Lächeln kräuselte, das jedoch sofort wieder verschwand.

Es war wirklich eine groteske Situation. Da kam ich in ein Haus, sah drei Katzen, fand die Leiche eines Mannes, ging ein Stockwerk höher und begegnete einer unbekleideten Schönen.

Welch ein Sinn ergab das alles?
»Was tun Sie hier?« fragte ich.
Sie lächelte spöttisch, und mit einem Schuß Überheblichkeit.
»Das gleiche könnte ich sie fragen, Mister.« Dabei verschränkte sie die Arme vor der Brust, als würde sie erst jetzt ihre Blöße bemerken.
»Sie können auch von mir eine Antwort bekommen«, erwiderte ich. »Ich habe ein Recht gehabt, in dieses Haus einzudringen, denn erstens hat jemand in Todesangst geschrien, und zweitens bin ich Polizeibeamter.«
»Wirklich?«
»Ja.«
»Das kann jeder sagen, Mister.«
»Ich werde es Ihnen beweisen.« Mein Ausweis überzeugte sie.
Die Frau las auch meinen Namen.
»John Sinclair«, sagte sie. »Das ist wirklich interessant.«
Sofort horchte ich auf. »Sie kennen mich.«
»Nein, nein, so war das nicht gemeint. Ich fand nur den Namen so interessant.«
Die log das Blaue vom Himmel herunter. Ich würde sie mitnehmen und weiter verhören, denn erst einmal mußte die Mordkommission Bescheid wissen.
Im Wohnraum hatte ich auch ein Telefon gesehen. Von dort konnte ich anrufen. »Ziehen Sie sich etwas über, Miß, ich werde meinen Kollegen Bescheid sagen. Ach so, wie heißen Sie eigentlich?«
»Leila.«
»Mehr nicht.«
»Nein.«
Ich verzog die Mundwinkel. Damit kam sie nicht weiter. Die Kollegen würden sehr rasch ihre wahre Identität feststellen, dessen war ich mir sicher.
Ich steckte die Waffe weg und betrat den Wohnraum. Die Tür schloß ich nicht völlig, denn die Frau sollte mir nicht durch die beiden schmalen Fenster entkommen. Sie spielte sowieso eine sehr geheimnisvolle Rolle in diesem teuflischen Reigen.
Ob es ein Fall für mich war, das wußte ich nicht, denn mit Katzen hatte ich bisher noch nichts zu tun gehabt. Ich konnte es mir auch schlecht vorstellen.
Die Nummer der Mordkommission hatte ich im Kopf. Ich wählte die Zahlen herunter und sagte den Kollegen Bescheid, wo sie mich und den Toten finden konnten.
Danach legte ich auf und wollte wieder zurück in den Schlafraum gehen, wo Leila wartete. Hoffentlich hatte sie sich inzwischen etwas übergezogen, denn sonst würde es für mich schwer sein, den Kollegen ihre Blöße glaubhaft zu erklären.

Ich drückte die Tür auf und wollte Leila ansprechen, doch das Wort blieb mir im Hals stecken.
Leila war verschwunden!

***

Ich starrte in ein leeres Zimmer.
Verdammt, das gab es doch nicht. Bei meinem ersten Eintritt fand ich eine unbekleidete Frau vor, und jetzt war sie auf einmal weg.
Hatte ich das alles nur geträumt?
Mein Blick fiel auf die beiden Fenster. Sie waren geschlossen.
Den Weg konnte sie also nicht genommen haben. Welchen dann?
Durch den Wohnraum war sie nicht gekommen, da hätte ich sie sehen müssen, nein, sie mußte sich noch in diesem Zimmer aufhalten, es sei denn, die Frau besaß die Gabe, sich unsichtbar machen zu können.
Ich durchquerte das Zimmer und öffnete den Schrank. Der Geruch von Mottenkugeln strömte mir entgegen. Ein paar alte Anzüge, fleckige Hemden, Pullover, ein wenig Unterwäsche, mehr fand ich beim besten Willen nicht.
Keine Spur von Leila.
Selten in meinem Leben hatte mich jemand so geleimt, wie diese Frau. Wütend hob ich das Oberbett hoch, schaute auch unter dem Kopfkissen nach, doch die Frau schien der Erdboden verschluckt zu haben.
Nicht ein Haar war von ihr zu sehen.
Auch unter dem Bett sah ich nichts. Hätte ich allerdings eine Minute zuvor dorthin geschaut, wäre mir vielleicht etwas aufgefallen, so aber verließ ich den Raum.
Bei einer Zigarette dachte ich nach.
Hin und her überlegte ich, ließ die gesamte Szene noch einmal vor meinem geistigen Auge abrollen, doch eine Lösung fiel mir nicht ein. Ich stand vor einem Rätsel.
Dann verließ ich die Wohnung, machte im Flur Licht und stieg die Treppe hinab. Es war sehr still im Haus, auch von den Katzen hörte und sah ich nichts. Sie mußten sich ebenfalls irgendwo verkrochen haben.
Ich drückte mich an dem Toten vorbei und kam in die Nähe der Haustür, die fast vollständig aus den Angeln gerissen war.
Geräusche, die überhaupt nicht in die Stille paßten, schreckten mich hoch.
Da war das häßliche Fauchen, dazu ein nervenaufreibendes Miauen, als würden sich zahlreiche Katzen bewegen.
Und das geschah draußen.
So rasch es ging, verließ ich das Haus, stand auf der Treppe und

drehte meinen Kopf nach links.
Meine Augen wurden groß, denn dort zeichneten sich schwach mehrere Gitterkäfige ab, in denen zahlreiche Katzen hockten. Die Türen der Käfige standen offen, und die Tiere sprangen geschmeidig nach draußen, wo sie nicht wegrannten, sondern zusammenblieben und auf drei bestimmte Exemplare lauerten.
Es waren die drei Katzen, die ich im Haus gesehen hatte, und die ich für den Mord an Poole verantwortlich machte.
Sie führten die Meute an, die sich wie auf ein geheimes Kommando hin in Bewegung setzte und über das Unkraut besetzte Grundstück lief, wobei sie zwangsläufig auch an mir vorbeimußte.
Sollte ich schießen?
Ich tastete schon nach meiner Pistole, als die drei ersten Katzen verhaarten.
Die eine war schwarz, die anderen beiden heller.
Drei Augenpaare fixierten mich.
Wie unter einem Stromstoß zuckte ich zusammen. Eine der beiden helleren Katzen besaß den gleichen Ausdruck in den Augen wie die rotblonde Leila.
Sollten sie und die Katze identisch sein?
Ich wollte noch genauer hinschauen, es gelang mir nicht mehr, denn die Tiere setzten sich wieder in Bewegung und verschwanden aus meinem Blickfeld.
Wie viele waren es?
20, 30? Wie ein Teppich bewegten sie sich über die Straße, dann konnte ich sie nicht mehr sehen, obwohl ich bis zum Gehsteig vorlief.
Ich schüttelte den Kopf. So etwas hatte ich noch nie erlebt. Und ich wurde das Gefühl nicht los, daß sich hier ein Fall für mich, den Geister Jäger anbahnte.
Nur – was steckte dahinter? Und wieso konnten sich Menschen in Katzen verwandeln, oder hatte ich mich getäuscht?
Viele Fragen, auf die ich hoffte, irgendwann eine Antwort zu finden. Meine Überlegungen wurden durch das Erscheinen der Mordkommission unterbrochen. Ihren Leiter kannte ich nicht, er stellte sich mir als Inspektor Simmons vor.
Von mir gehört hatte er schon, und ich begleitete ihn in den Flur, wo der Tote lag.
Simmons wurde blaß, als er den Mann sah. Er war noch nicht lange bei der Polizei, aber dieser Anblick hätte auch alte Hasen geschockt.
»Wer hat das nur getan?« flüsterte er.
»Drei Katzen«, erwiderte ich.
Simmons federte förmlich herum. »Was sagen Sie da, Sinclair? Drei Katzen?«
»Ja.«

»Aber verdammt, das ist nicht drin. Katzen killen nicht.«
»Habe ich bis heute auch gedacht, bis ich eines Besseren belehrt wurde.« Wir machten Platz für den Fotografen, damit er seine Arbeit verrichten konnte.
Simmons strich sich das hellblonde Haar aus der Stirn.
»Mordende Katzen, wo gibt es das denn?«
Ich hob die Schultern.
»Oder hängen Sie mit drin, Sinclair? Ich meine, Ihr Ruf ist bekannt. Können wir hier einpacken?«
»Nein.«
»Schade.«
Ich ging nach draußen und atmete ein paarmal tief durch. Wie kamen Katzen dazu, jemanden umzubringen? In dem man sie manipulierte, vielleicht?
Doch wer schaffte so etwas? Das mußte schon ein verbrecherisch genialer Mensch sein, und da gab es eigentlich nur einen, dem ich so etwas zutraute.
Mr. Mondo aus Dr. Tods Mordliga. Nur – ob sich Solo Morasso wirklich mit Katzen abgab, war die große Frage.
Eine Antwort würde ich bekommen, dessen war ich mir sicher.
Allerdings nicht mehr in dieser Nacht, sondern morgen oder in den nächsten Tagen. Simmons brauchte mich nicht mehr, und als ich mich an den Straßenrand stellte, fuhr in der Tat eine Taxe vorbei.
Sie nahm mich mit.

***

In dieser Nacht sollten auch noch andere Menschen mit den Katzen Bekanntschaft machen und konfrontiert werden.
Die Conollys!
Meine Freunde Sheila, Bill und der kleine Johnny, ihr Sohn, wohnten im Londoner Süden in einem Bungalow. Es lag gar nicht lange zurück, da wäre Bill fast von Wozny, dem Würger, umgebracht worden. Wir hatten ihn erst in letzter Sekunde retten können. Dieses gefährliche Abenteuer hatte vor allen Dingen Sheila geschafft, und die Nächte danach hatte sie kaum geschlafen.
Die Zeit heilt alle Wunden, sagt man, und auch Sheila Conolly vergaß den Fall wieder und schlief des nachts fest. Ihr Mann Bill ebenfalls. Eigentlich hätte das Leben der Conollys wieder völlig normal verlaufen können, hätten sich die Katzen nicht ausgerechnet diese Familie als nächstes Opfer ausgesucht.
Das hatte natürlich seinen Grund. Ihn sollten sie jedoch erst viel, viel später erfahren, als es bereits zu spät war.
Es war eine diese Sommernächte, wo das Wetter mal wieder verrückt spielte. Am Tag zuvor hatte die Schwüle noch wie eine Glocke über

der Stadt gebrütet, dann war die Nacht gekommen und mit ihr der Temperatursturz. Allerdings hatte es kein Gewitter gegeben, sondern nur geregnet. Und durch das Rauschen des Regens war Bill Conolly plötzlich erwacht.

Er schlug die Augen auf und schaute nach rechts, wo die Ziffern der Digitaluhr leuchteten.

Schon eine Stunde nach Mitternacht.

Bill Conolly hatte gerade zwei Stunden geschlafen, mehr war nicht drin gewesen, aber jetzt fühlte er sich, als hätte er einen Tiefschlaf hinter sich.

Frisch und ausgeruht.

Durch das offene Fenster drang eine kühle, aber auch feuchte Luft. Draußen im Garten fiel der Regen auf Zweige und Blätter der Bäume. Es war ein beruhigendes Gefühl, so etwas zu hören. Normalerweise hätte Bill weitergeschlafen, doch jetzt, wo er schon einmal wach war, stand er auch auf.

Er verspürte plötzlich Durst. Als er auf der Bettkante hockte, drehte er den Kopf und warf einen Blick auf die schlafende Sheila.

Sie lag auf der rechten Seite, das Gesicht ihrem Mann zugewandt.

Sheila atmete tief und ruhig, das Haar hatte sich gelöst und lag auf dem Kissen ausgebreitet.

Bill bewegte sich vorsichtig. Er wollte Sheila auf keinen Fall wecken, denn sie hatte den Schlaf mehr verdient als er. Johnny war am vergangenen Tag wieder unmöglich gewesen, und hatte seine Mutter ganz schön auf Trab gehalten.

Bill schlüpfte in seine Pantoffeln und verließ auf leisen Sohlen den Schlafraum.

Er horchte noch an Johnnys Zimmertür. Von dem Kleinen war nichts zu hören, er schlief tief und fest.

Bill Conolly begab sich in die Küche, wo der große Kühlschrank stand, in dem sich auch die Getränke befanden. Er öffnete die Tür und ließ seinen Blick über die Getränke schweifen.

Auf Saft oder Mineralwasser hatte er keinen Bock. Am besten löschte noch immer Bier den Durst.

Der Reporter hatte nicht nur große Flaschen zur Auswahl, sondern auch Dosen. Eine öffnete er. Er zischte, als er die Lasche zurückzog, ein paar Spritzer trafen ihn am Kinn. Bill wischte sie weg, setzte die Dose an die Lippen und trank ein paar lange Züge. Kalt rann das Getränk durch seine Kehle und breitete sich im Magen aus, wobei es Bills Durst löschte.

Das tat gut.

Zur Hälfte trank der Reporter die Dose leer, stellte sie dann ab und schaute aus dem Fenster.

Dunkel lag der Garten vor ihm. Die voll erblühten Büsche, Bäume

und Blumen hoben sich schemenhaft vor dem Untergrund ab.

Der Rasen wirkte jetzt dunkel, aber ein noch dunklerer Schatten huschte plötzlich über ihn hinweg.

Bill schaute genauer hin. Er wollte den Schatten mit den Blicken verfolgen, das schaffte er nicht mehr, weil er plötzlich verschwunden war.

Ein Tier.

Und noch eins.

Nein, zwei.

Bill hatte zur Dose greifen wollen, doch seine Hand stoppte mitten in der Bewegung, er schaute nur in den Garten, der plötzlich von einer regelrechten Invasion heimgesucht wurde. Sie hockten überall.

Auf den Bäumen, in den Büschen, auf dem Rasen, und der Reporter blickte in ihre hellen, fast glühenden Augen.

Da wußte er plötzlich, welche Tiere er vor sich hatte.

Katzen!

Bill schluckte. Wie kamen die hierher? Das war eine regelrechte Invasion. Er konnte sie gar nicht mehr zählen, und es wurden noch mehr. 20,30…

»Das gibt es doch nicht«, murmelte er. Bill war ein Mann, der eigentlich nicht oder kaum an Zufälle glaubte. Auch diese Katzeninvasion war für ihn kein Zufall, dahinter steckte Methode.

Er fragte sich allerdings, was das sollte, denn die Katzen blieben ruhig sitzen. Sie machten keinerlei Anstalten, das Haus anzugreifen.

Bill erschrak, als eines der Tiere auf die Fensterbank sprang und ihn anschaute.

Der Reporter wich nicht zurück, sondern hielt dem Blick stand.

Seine Augen bohrten sich in die der Katze.

Er sah nicht zum erstenmal so ein Tier. Aber noch nie in seinem Leben hatte er solch einen Ausdruck in den Augen der Katze gesehen. Der war schon menschlich zu nennen, denn er schleuderte dem Reporter einen regelrechten Haß entgegen.

Bill merkte, daß er schwitzte und wischte sich über die Stirn. Das durfte doch nicht wahr sein. Ein kalter Schauer rann über seinen Rücken. Bill schüttelte sich.

Die schwarze Katze bemerkte das wohl, sie verzog ihren Mund, und Bill glaubte, das teuflische Lächeln zu sehen.

Wirklich, Lächeln!

Dann drehte sich das Tier auf der schmalen Fensterbank und sprang mit einem geschmeidigen Satz in den Garten, wo es nicht mehr zu sehen war.

Bill Conolly bekam es mit der Angst zu tun. Es fühlte sich als Gefangener, eingekesselt von Tieren, die es auf ihn und seine Familie abgesehen hatten.

Das war doch nicht echt, nicht normal. Die Katzen mußten einen Grund haben, weil sie sein Grundstück besetzten, irgendein Motiv mußte sie leiten.

Aber welches?

Oder steckte da vielleicht ein Führer, ein Leiter dahinter? War alles ein abgekartetes Spiel, ging es wieder gegen das Team um John Sinclair?

Nur – mit Katzen?

Bill konnte sich das einfach nicht vorstellen, und er schreckte zusammen, als der Türgong anschlug.

Wer schellte mitten in der Nacht? Die Katzen? Waren sie vielleicht an der Tür hochgesprungen, damit sie ins Haus konnten wenn jemand öffnete?

Bill war plötzlich nervös. Hastig verließ er die Küche. Als er auf dem Gang war klingelte es ein zweitesmal. Der Reporter huschte ins Schlafzimmer, wo Sheila wach geworden war. Sie hockte im Bett und schaute ihren Mann fragend an.

»Hat es geschellt?« Ihre Stimme klang verschlafen.

»Ja.« Bill stand schon vor dem Nachttisch, bückte sich und zog die erste Schublade auf.

»Wer ist das?«

»Weiß ich nicht.« Der Reporter nahm die Pistole heraus, schnappte seinen Morgenmantel, hängte ihn sich über und steckte die mit Silberkugeln geladene Beretta in die rechte Tasche.

»Bill!«

An der Tür drehte sich der Reporter um. »Bleib liegen, Sheila, ich sehe nach.«

Er verschwand.

Neben der Tür befand sich ein Fenster. Es besaß eine Milchglasscheibe. Der Reporter schaute hinaus, und er sah, daß die Außenleuchte brannte. In ihrem Schein zeichneten sich die Umrisse von drei Gestalten ab. Bill glaubte sogar, Frauen dahinter zu erkennen.

Sollte er wirklich öffnen?

»Machen Sie auf«, hörte er tatsächlich eine Frauenstimme. »Wir haben mit Ihnen zu reden.«

Der Reporter weigerte sich nicht länger. Er hoffte nur, daß Asmodina nicht dabei war. Er hatte sein Haus zwar magisch gesichert, indem er einige Dämonenbanner anbrachte, doch Asmodina konnte über so etwas nur lachen.

Bills Herz klopfte schneller, als er nach dem Schlüssel griff und ihn herumdrehte.

Dann öffnete er.

Drei Frauen standen vor ihm.

Und alle drei waren unbekleidet!

***

Bill Conolly erging es wie mir. Er war überrascht, perplex und glaubte an einen Traum. Er wischte über seine Augen, das Bild verschwand nicht. Da standen in der Tat drei völlig unbekleidete Frauen vor ihm. Eine hatte schwarzes Haar, die zweite blondes und die dritte rötlich schimmernde lange Haare.

Der Reporter schluckte? Die drei Frauen boten wirklich einen erfreulichen Anblick, auch ihre Gesichter waren eine Augenweide, nur die zusammengepreßten Lippen paßten Bill nicht und der Ausdruck in ihren Augen.

Er war kalt, gefühllos…

»Was wollen Sie?« fragte Bill.

»Mit Ihnen reden.«

»Ich wüßte nicht, worüber.«

»Ist Ihre Frau da?« Die Fragen stellte die schwarzhaarige Frau.

Sie hatte eine hart klingende Stimme.

»Ja, sie ist da.«

»Dann holen Sie sie her.«

»Wie käme ich dazu?« Bill Conolly schaltete auf stur. Er schaute über die Schultern der nackten Grazien hinweg und sah, daß sich auch vor dem Haus zahlreiche Katzen auf seinem Grundstück tummelten. Die meisten von ihnen lagen auf dem Boden und beobachteten das Haus; andere schlichen unhörbar auf und ab. Eine hatte sogar eine Maus gefangen.

»Es wäre besser, wenn Sie Ihre Frau holen«, sagte die Schwarzhaarige wieder.

»Keine Sorge, ich bin schon da.« Hinter Bills Rücken ertönte die Stimme.

Sheila kam tatsächlich, und auch sie blieb überrascht stehen, als sie die drei völlig nackten, fremden Frauen sah. »Was soll denn das bedeuten?« fragte sie.

Bill lachte blechern auf. »Das frage ich mich auch«, erwiderte er.

»Aber sie wollen mit dir sprechen.«

»Mit mir?«

»Ja, Mrs. Conolly«, sagte die Schwarzhaarige wieder. »Sie sind es doch, oder?«

»Natürlich bin ich es. Wer denn sonst?«

»Dann hören Sie genau zu, Mrs. Conolly. Wir sind nicht zum Spaß hergekommen, sondern um Sie zu warnen. Stoppen Sie die Versuche?«

»Welche Versuche?«

»Sie sind doch eine Konzernchefin?«

»So kann man das nicht sagen.«

»Aber Sie haben Einfluß?«

»Nein, ich habe die Leitung der Firmen in die Hände vom Managern

gelegt, ich kann ihnen nicht dazwischenfunken.«
»Trotzdem. Wenn Sie nicht dafür sorgen, daß die Versuche an Katzen gestoppt werden, töten wir Sie. Sie bekommen deshalb fünf Stunden Bedenkzeit, die ab jetzt läuft.«
Damit war alles gesagt. Die drei Frauen machten auf dem Absatz kehrt und verschwanden.
Bill und Sheila standen in der Diele und schauten sich an. Die Frau hob die Schultern.
»Verstehst du das?«
Bill schüttelte den Kopf. Ein entschlossener Zug trat auf sein Gesicht. »Die hole ich mir«, sagte er und machte kehrt. Er lief nach draußen, riß seine Pistole hervor, aber, von den drei Frauen war nichts mehr zu sehen. Ebensowenig wie von den Katzen. Auch sie hatten ihre Plätze verlassen.
Bill schaute sich um. Nichts deutete mehr daraufhin, daß sie eben Besuch gehabt hatten.
Friedlich lag der Garten im Nieselregen.
Bill steckte die Waffe wieder weg und ging zurück. Er schloß die Tür, hob die Schultern und sagte: »Nichts, Sheila, es ist wirklich nichts mehr zu sehen.«
»Haben wir geträumt?«
»Nein, das war kein Traum.«
»Aber was sollte das?«
»Ich weiß es nicht. Ich weiß nicht, wer die nackten Frauen sind, ich habe sie noch nie zuvor in meinem Leben gesehen. Tut mir leid, Sheila, ich muß passen.«
»Aber das alles muß doch einen Sinn gehabt haben.«
»Hat es auch.«
»Und welchen?«
»Du sollst veranlassen, daß in den Fabriken die Tierversuche gestoppt werden.« Bill schlug sich gegen die Stirn. »Das ist irre, einfach bescheuert. Klar, die Tierversuche sind nicht schön, aber man kann sie doch nicht innerhalb von fünf Stunden stoppen, das ist ein Eingriff in die Forschung des Unternehmens. Was sich diese Weiber wohl dabei gedacht haben.«
»Wie Tierschützerinnen sahen mir die drei nicht gerade aus«, bemerkte Sheila.
Bill gab ihr recht. »Dahinter steckt Methode«, sagte er. »Und zwar eine ganz bestimmte.«
»Sollen wir John anrufen?« fragte Sheila zaghaft.
Bill winkte ab. »Nicht um diese Zeit. Der hat seinen Schlaf auch verdient. Und noch ist ja nichts geregelt. Komm, wir legen uns wieder hin.« Bill nahm seine Frau in den Arm. Gemeinsam gingen sie ins Schlafzimmer und begaben sich wieder ins Bett.

Niemand konnte schlafen. Sie lagen da und schauten mit offenen Augen gegen die Decke.

Nach einer Weile sagte Sheila: »Weißt du was, Bill?«

»Nein.«

»Ich habe Angst.«

Der Reporter schwieg. Er bewegte nur seinen Arm nach links und ergriff Sheilas Hand. Eine Antwort gab er nicht, denn wohl war ihm auch nicht zumute…

***

Gähnend kam ich ins Büro. Und mit einer kleinen Verspätung von einer halben Stunde. Ich hatte in der vergangenen Nacht einfach nicht lange genug geschlafen und fühlte mich irgendwie kaputt.

Mit Suko hatte ich noch kurz über den Fall gesprochen. Der Chinese stand in Bereitschaft, falls ich Hilfe brauchte.

Es schien wieder die Sonne. Zum Glück hatte es sich ein wenig abgekühlt, denn in den letzten zwei Tagen war es furchtbar schwül geworden. Und das Ende Mai.

Glenda merkte mir an, was mit mir los war. »Wie ein Kämpfer sehen Sie nicht gerade aus«, bemerkte sie.

»Ich fühlte mich auch nicht als Tarzan.«

»Was macht man dagegen?«

Ich grinste sie an, hob gleichzeitig die Beine und legte sie auf den Schreibtisch. »Vielleicht einen Schluck von dieser ausgezeichneten braunen Brühe, die Sie Kaffee nennen?«

»Er sei Ihnen gewährt, mein Herr«, erwiderte Glenda und machte einen Knicks.

»Toll!« rief ich und klatschte in die Hände. »Wenn Sie so weitermachen, können Sie die Hofdame von Lady Di werden.«

»Lieber nicht.«

»Und warum nicht?«

»Dann wäre ja dauernd dieser Charles in meiner Nähe. Und ich habe was gegen zweibeinige Pferde.«

Ich lachte. »Das war hart.«

Glenda Perkins hatte es tatsächlich geschafft, einen Teil meiner Müdigkeit zu vertreiben. Als sie dann den Kaffee brachte, reichte allein der Duft schon aus, um meine Müdigkeit zu vertreiben.

Auch Glendas Anblick war eine Augenweide für mich. Sie trug eine duftige weißrot gestreifte Bluse mit viel Rüschen und pumpig aufgebauschtem Stoff. Von Jane wußte ich, daß so etwas in diesem Jahr einfach in war. Der Leinenrock war beige, und die Schuhe paßten in der Farbe zur Bluse. Ihr schwarzes Haar hatte sie lockig frisiert, und der Hauch von Frische, der sie umwehte, erfaßte auch mich.

Ich bedankte mich für den Kaffee und schoß das erste Kompliment an

diesem Tag ab. »Wie ein bunter Frühlingsstrauß sehen Sie aus, Glenda.«

»Ehrlich?«

»Klar.«

»Das sagen Sie jetzt nur, um irgend etwas zu…«

»Nein, nein«, erwiderte ich schnell. »Ich meine es wirklich so.«

Meine Sekretärin lachte. »Würden Sie auch so reden, wenn Miß Collins dabei wäre?«

Ich verzog das Gesicht. Da hatte die gute Glenda einen wunden Punkt bei mir getroffen. Jane Collins, die Privatdetektivin, so emanzipiert sie sich auch manchmal gab, war doch ein ziemlich eifersüchtiges kleines Luder. Zwischen ihr und Glenda bestand eine Rivalität, denn Jane wußte genau, welchen Eindruck die schwarzhaarige Glenda auf Männer machte. Zudem bin ich kein Heiliger, und verheiratet war ich mit Jane Collins auch nicht. Der Arbeitsplatz hatte mich bisher davon abgehalten, näher mit Glenda in Kontakt zu treten, wobei es manchmal auf der Kippe gestanden hatte, das muß ich ehrlich zugeben. Doch Jane würde das irgendwie spitzkriegen, und dann war der Teufel los. Ich mußte schon achtgeben, daß sie nichts über meine Beziehungen zu Nadine Berger, der Filmschauspielerin, erfuhr. Bei Nadine hatte ich letztens nicht »Nein« sagen können.

»Worüber denken Sie nach, John?« fragte mich Glenda.

»Ach, über einiges.«

»Betrifft das uns?«

Ich schaute sie an. »Ja, auch das.«

Sie lächelte. Traurig, wie mir schien. »Kennen Sie nicht die Geschichte von den beiden Königskindern?«

»Ja, aber ich sehe hier kein tiefes Wasser.«

»Das heißt in diesem Fall Jane Collins.«

Womit Glenda nicht unbedingt unrecht hatte, wie ich eingestehen mußte.

Sie wechselte das Thema. »Was ist eigentlich der Grund Ihrer Müdigkeit, John?«

»Ein Mord, drei Katzen und eine nackte Frau!«

Glenda schaute mich an, als wäre ich nicht ganz dicht. Die Antwort war auch blöd, und so erklärte ich ihr, was mir in der vergangenen Nacht widerfahren war.

Aufmerksam hörte meine Sekretärin zu. Als ich geendet hatte, da nickte sie. »Das ist ein Ding.«

»Was?«

»Das mit den Katzen.«

Ich nahm einen Schluck Kaffee. »Da haben Sie wirklich recht, meine Liebe.«

»So meine ich das nicht, John. Ich denke da an etwas anders.«
»Und an was?«
»Kennen Sie Cat House?«
»Nein. Was ist das? Ein Katzenheim?«
»So ähnlich. Jedenfalls habe ich das im Fernsehen gesehen und auch darüber gelesen.«
Ich war auf einmal sehr interessiert. »Erzählen Sie doch wenig über Cat House.«
»Viel weiß ich nicht. Ich habe vor einigen Tagen durch Zufall eine Sendung mitbekommen, in der die Leiterin von Cat House sprach. Sie stellte sich als engagierte Tierschützerin vor, die sich gerade der Katzen angenommen hatte, und sie warnte die Menschen regelrecht davor, Katzen zu quälen. Sie sprach vom Seelenleben dieser Tiere und auch davon, daß sie irgendwann einmal zurückschlagen wurden, denn auch Katzen wären nicht so ohne.«
Ich nickte. »Das habe ich gemerkt. Hat sie noch mehr gesagt?«
»Ja, sie sprach davon, daß es denen an den Kragen gehen sollte, die schlecht zu Katzen sind. Zum Beispiel Katzenfängern, den Personen, die Katzen quälen, an ihnen Versuche vornehmen und so weiter. Sie beendete ihre Rede mit dem Hinweis, daß die Zeit der Katzen anbrechen würde und daß einige Menschen sich doch sehr vorsehen sollten.«
»Und sonst war nichts?« wollte ich wissen.
»Nein.«
»Wie hieß denn diese Dame?«
»Das weiß ich nicht mehr. So sehr hat mich die ganze Sache ja nicht interessiert. Aber was haben Sie für einen Eindruck von dieser Frau gehabt?«
Ich grinste. »Sie kam mir zumindest sehr ungewöhnlich vor, wenn ich ehrlich sein soll.«
»Weil sie nackt war?« bemerkte Glenda spitz.
»Auch das. Ihre Figur war übrigens ausgezeichnet.«
»Dann reden wir nicht von einer Person.«
»Wieso?«
»Die Frau, die im Fernsehen aufgetreten ist, sah ganz anders aus. Sie war älter, bestimmt schon 60 oder 70 Jahre alt. Aber sehr engergiegeladen, und sie sprach mit einer nahezu keifenden Stimme, die auch haßerfüllt war.«
»Ihre Informationen sind ausgezeichnet, Glenda«, lobte ich meine Sekretärin. »Könnten Sie mir die Adresse von Cat House beschaffen?«
»Ich werde es versuchen.«
»Danke.« Ich lächelte. »Das ist nett.«
Glenda verschwand im Nebenzimmer, ich trank meine Tasse leer und zündete mir eine Zigarette an. Die Flamme war kaum verloschen, als

das Telefon klingelte.
Mit allen möglichen Anrufern hatte ich gerechnet, aber mit Bill Conolly nicht.
»Hast du Sehnsucht?« fragte ich.
»Ja, und wie.«
Ich lachte. »Mal im Ernst, Bill, worum geht es?«
»Uns ist in der vergangenen Nacht etwas Seltsames passiert, John«, erzählte er, und ich hörte sehr aufmerksam zu, was er zu berichten hatte.
»Verstehst du das, John?« fragte er mich.
»Nein, noch nicht.«
»Wieso?«
»Da hatten wir unabhängig voneinander in der vergangenen Nacht beide ein Erlebnis mit Katzen. Auch ich habe mich damit herumschlagen müssen.« Ich berichtete dem Reporter von meinem Abenteuer.
Bill pfiff durch die Zähne. »Die ermorden den Katzenfänger und stellten Sheila ein Ultimatum. Verdammt, wenn das keine Parallelen aufweist.«
»Sehr richtig.«
»Das Ultimatum ist übrigens abgelaufen, John.«
»Hat sich was getan?«
»Nein.«
»Soll ich dir ein paar Beamte rausschicken, die euer Haus bewachen?«
Bill überlegte einen Moment, entschied sich aber dagegen. »Das ist wohl nicht nötig. Wenn die Katzen etwas wollen, dann kommen sie bestimmt in der Dunkelheit.«
»Wie du meinst. Ich sehe mich auf jeden Fall bei dieser Frau um, die das Cat House leitet.«
»Soll ich…«
Ich wußte, was Bill sagen wollte. Deshalb war ich strikt dagegen.
»Nein, du bleibst bei Sheila. Sicher ist sicher.«
»Und du berichtest mir, was es gegeben hat?«
»Klar.« Ich legte auf und drehte mich auf meinem Stuhl, weil Glenda aus dem Vorzimmer kam und einen Zettel in der rechten Hand schwenkte.
»Hier ist die Adresse.«
»Gute Arbeit«, lobte ich und nahm ihr den Zettel aus der Hand.
Sie hatte mir die Adresse aufgeschrieben.
Hosier Lane 5, so lautete die Anschrift.
Ich mußte erst einmal nachdenken, wo ich diese Straße fand, kam aber zu keinem Ergebnis.
»Wissen Sie wo?« fragte ich Glenda.

Sie schüttelte den Kopf.
Es blieb mir nichts anderes übrig, als auf dem Stadtplan nachzuschauen. London ist riesig. Obwohl ich in dieser Stadt geboren bin, kannte ich doch nicht jede Straße und jeden Platz. Das war einfach zu viel.
Aber ich fand die Adresse.
Die Hosier Lane lag zwischen den großen Markthallen und dem General Post Office.
»Dann wissen wir ja Bescheid«, sagte ich.
»Soll ich mitfahren?« fragte Glenda.
»Nein, halten Sie mal die Stellung. Aber kennen Sie nicht jemand, der eine Katze hat?«
»Nein, warum?«
»Dann hätte ich mir einen besseren Eintritt verschaffen können.«
Ich winkte ab. »Wird auch so klappen. Und wenn Suko anruft, sagen Sie ihm, wo er mich finden kann.«
»Mach ich. Viel Glück.«
»Danke.« Ich schnappte mir mein Jackett und verschwand. Auf die Tierfreundin war ich wirklich gespannt.

***

Auch Bill Conolly legte den Hörer auf und ging zu Sheila. Er fand sie in der Küche, wo sie Geschirr in die Spülmaschine räumte.
»Und? Was hat John gesagt?«
»Er hatte auch eine Begegnung mit diesen Katzen.«
»Was?«
»Ja.« Bill erzählte, was er erfahren hatte.
Sheila wurde blaß. »Sag bloß, das ist Zufall, Bill.«
»Möglich. Auf jeden Fall wird John sich dahinterklemmen.«
»Und was sagt er zu dem Ultimatum, das man mir gestellt hat?«
»John glaubt ebensowenig daran wie ich. Das heißt, es kann nicht eingehalten werden, aber die fünf Stunden sind vorbei. Ich schätze, daß erst die Dunkelheit hereinbrechen wird, bevor die Katzen kommen.«
Sheila nickte.
Bill fuhr fort. »Bis dahin wissen wir sicherlich mehr. Auch John will sich umschauen und vor allen Dingen diesem Cat House einen Besuch abstatten.«
»Meinst du, daß es da einen Zusammenhang gibt?«
Der Reporter hob die Schultern. »Kann ich dir nicht sagen, aber man muß jeder Spur nachgehen. Ich bleibe auf jeden Fall hier, damit nichts schiefgehen kann.«
Wie fröstelnd zog Sheila Conolly die Schultern hoch. »Ich habe richtig Angst bekommen, Bill Ich traue mich nicht einmal, einen Blick

in den Garten zu werfen, weil ich immer damit rechne, daß überall die Katzen hocken und angreifen wollen.«

Bill lachte. »Das ist etwas übertrieben.«

»Sicher, aber verständlich.«

»Da hast du recht.«

»Wo steckt eigentlich Johnny?« fragte Sheila.

»In seinem Zimmer.«

»Laß ihn nicht in den Garten.«

»Wo denkst du hin?« Bill stellte sich ans Fenster und schaute durch die Scheibe. Seine Blicke wanderten durch den Garten, er suchte die Katzen, sah sie jedoch nicht. Dieser unheimliche Besuch in der vergangenen Nacht schien ihm wie ein Alptraum vorzukommen. Nur war es leider kein Traum, das wußte auch Bill Conolly sehr gut. Eins stimmte ihn allerdings seltsam. Das Verhalten der Vögel. Normalerweise hüpften sie auf dem Rasen herum oder veranstalteten Flugrennen dicht über dem Boden. An diesem Tag war das nicht der Fall. Die Vogelschar hielt sich nur in den Bäumen auf.

Es schien so, als würden die Tiere genau merken, daß sich etwas Unheimliches ereignet hatte. Deshalb hielten sie sich auch zurück.

»Ich schau mal nach Johnny«, sagte Bill und wandte sich zur Tür.

Er hatte sie kaum geöffnet, als er das Weinen hörte.

Normalerweise wäre Bill Conolly nicht so erschreckt gewesen, aber die Ereignisse der vergangenen Nacht saßen noch zu tief.

Auch Sheila hatte das Weinen gehört und lief hinter ihrem Mann her.

Johnny kam ihnen auf dem Gang entgegen. Er schluchzte laut und herzzerreißend.

Sheila schrie auf, Bill stockte fast der Herzschlag, als er den Kleinen sah, denn über sein Gesicht lief Blut.

***

Ich hatte vom Wagen aus noch mit dem Arzt der zuständigen Mordkommission telefoniert, die von mir in der vergangenen Nacht alarmiert worden war. Ein Ergebnis lag jetzt vor. Man hatte sogar noch einen Spezialisten hinzugezogen, der bestätigte, daß die tödlichen Verletzungen durch Katzenbisse- und hiebe verursacht worden waren.

Also waren die Katzen die Mörder des Leon Poole.

Eine schaurige Tatsache, die mir Kopfzerbrechen bereitete. Ich wußte nicht viel über Katzen, konnte die einzelnen Arten nicht auseinanderhalten, aber mir war doch bekannt, daß man sie nicht zähmen konnte, obwohl sie zu den Haustieren gehörten. Da waren Hunde anders. Aber Katzen gehorchten nicht. Sie behielten zudem noch ihren Raubtiercharakter bei, waren manchmal unberechenbar, und keiner wurde mit ihnen fertig.

Manchmal konnten sie sehr anschmiegsam sein, dann wieder aggressiv. Viele kluge Leute haben nicht umsonst Frauen mit Katzen verglichen. Und manchmal kam mir auch Jane Collins wie eine Katze vor. Sie konnte schnurren, sehr lieb sein, aber auch wieder kratzbürstig. Ich wollte sie noch im Laufe des Tages anrufen, um mich mit ihr zu verabreden.

Ich fuhr immer am Ufer der Themse entlang, über die breite Straße mit dem Namen Victoria Embankment. An der Blackfriars Bridge ordnete ich mich richtig ein und fuhr in Richtung Norden, um auf die Farringdon Road zu kommen, die westlich an den Markthallen vorbeiführte und ziemlich stark befahren war.

Mir kamen oft Last- und Lieferwagen entgegen, deren Ladeflächen mit Obst- und Gemüsekisten vollbepackt war. Vor den Hallen mußte ich abbiegen. Von dieser Stelle aus konnte ich die großen, flachen Gebäude schon sehen, wie auch eine Schienenverbindung zur Farringdon Station.

Die Hosier Lane fand ich schnell. Hier merkte man den Einfluß der Markthallen nicht. Es war eine ruhige Wohngegend, mit alten, zweistöckigen, aber gepflegten Häusern, die allesamt Gärten oder Vorgärten besaßen.

Auch das Haus Nummer fünf unterschied sich in nichts von den anderen. Vielleicht war es etwas länger gebaut als die übrigen, und neben dem Haus führte ein Weg auf das hintere Grundstück. An seiner linken Seite war er durch einen Maschendrahtzaun abgegrenzt, wobei das Unkraut vom Nachbarn durch die Lücken wucherte.

Ich stoppte meinen Bentley auf dem Weg und stieg aus. Der Eingang befand sich weder vorn noch hinten. Als ich die Tür zuschlug, schaute ein Mann um die Hausecke.

»Stellen Sie Ihren Wagen da weg!« fuhr er mich an.

»Ich bleibe nicht lange.«

»Trotzdem, Sie versperren die Einfahrt.«

Um Ärger aus dem Weg zu gehen, tat ich ihm den Gefallen und setzte zurück. Jetzt war der Knabe zufrieden.

Ich schritt den Weg wieder zurück, bog um die Hausecke und sah zahlreiche Ställe und Käfige. Die Katzen, die sich darin tummelten, waren kaum zu zählen. Hinter dem Grundstück befand sich eine Mauer aus Ziegelsteinen. Davor standen noch zwei Birken, die ziemlich krumm gewachsen waren. Sie bildeten ein Dach aus grünen Blättern.

Der Mann, der mich zuvor angesprochen hatte, stand vor dem Eingang und hatte beide Hände in die Hüften gestützt. Er war ein ziemlicher Klotz, trug Jeans, ein Hemd und eine dünne Lederjacke.

Er hatte ein fleischiges Gesicht, eine Halbglatze, und was ihm vorn an Haaren fehlte, wuchs als Koteletten fast bis zu den Mundwinkeln.

Es sah aus, als hätte er zwei dunkle Streifen im Gesicht.

Die Frau, die sich so engagiert für die Katzen öffentlich eingesetzt hatte, hieß Rosy Welch.

»Was wollen Sie?« sprach mich der Mann an.

»Ich hätte gern mit Mrs. Welch gesprochen.«

Der Mann schüttelte den Kopf. »Wenn Sie nicht angemeldet sind, hat es erst gar keinen Zweck.«

»Ich werde trotzdem mit ihr reden«, sagte ich und holte meinen Ausweis hervor. »Scotland Yard.«

Er zuckte zusammen.

»Und?«

»Ich werde fragen«, sagte er.

Bevor er sich umdrehen konnte, hielt ich ihn noch einmal zurück, weil ich seinen Namen wissen wollte.

»Ich bin Clive Welch.«

»Der Bruder?«

»Nein, der Sohn.« Damit war für ihn die Sache beendet. Er drehte sich um, öffnete die Tür und verschwand im Innern des Hauses.

Mit einem Knall drosch er die Tür wieder zu, damit ich keinen Blick in das Haus werfen konnte. Ich starrte auf die Tür.

Und die hatte auch ihre Besonderheit. Es war nicht das Holz, sondern der in der Mitte der Tür befindliche Katzenkopf fiel mir auf. Er war eingeschnitzt worden, ein Katzengesicht, das mir irgendwie bösartig vorkam.

Ich schritt näher heran und sah auch die Worte, die unter dem Kopf standen.

Wenn Yita erscheint, wird die Erde zu dem, was sie schon einmal war.

Ein Paradies für Tiere, und die Katzen werden die Herrschaft antreten.

Das war interessant. Ich dachte nach. Den Namen Yita hatte ich noch nie im Leben gehört. Wer nannte sich so? Eine Katze, vielleicht ein Katzendämon?

Letzteres konnte gut möglich sein, denn auch ich hatte von Tierdämonen gehört. Mir selbst waren sie sogar schon begegnet. Apep, die Höllenschlange, oder Chiimal, der Gigant von Atlantis. Und noch etwas fiel mir auf. Über dem Kopf der Katze hatte sich eine Schlange zusammengeringelt.

Die Katze und die Schlange.

Wie paßten sie zusammen?

Ich wollte mich überraschen lassen. Sicherheitshalber trat ich einen Schritt von der Tür zurück. Das war gut so, denn einen Augenblick später, rammte der Sohn dieser engagierten Katzenstreiterin sie auf. Fast hätte sie mich noch gestreift. Er grinste.

Wahrscheinlich hatte er bemerkt, wie knapp das gewesen war.

»Sie dürfen eintreten«, knurrte er.

»Wie gütig«, grinste ich.
»Wenn Sie von der Presse gewesen wären, hätten wir Sie rausgeschmissen.«
Ich blieb vor ihm stehen. »Haben Sie heute Ihren schlechten Tag, oder sind Sie immer so?«
Er senkte den Blick, und ich ging an ihm vorbei in das Innere des Hauses.
Meine Augen wurden groß, denn ich hatte eine völlig andere Welt betreten. Eine große Halle, wie ich sie nie hinter den Mauern vermutet hätte, nahm mich auf. Die Wände waren mit dunklem Holz getäfelt, der Boden bestand aus großen quadratischen Steinplatten, die rötlich braun glänzten und in deren Zentrum sich jeweils der Kopf der Katze befand, den ich schon auf der Tür gesehen hatte.
Aber das war nicht alles.
Auch lebende Katzen zählte ich. Sie hockten auf Sitzkissen und in kleinen Sesseln. Sie hatten sich auf einer Kommode verteilt oder lagen einfach auf dem Boden.
Ich zählte schnell nach.
12 waren es.
Und jede Katze sah anders aus.
Einmal schillerte das Fell rötlich, dann sah ich pechschwarze Katzen, andere besaßen ein graues Fell, es gab auch fast weiße, und die Tiere starrten mich aus ihren schrägen Augen an, als wollten sie mich fressen.
Ich fühlte mich unbehaglich unter diesen Blicken. Irgendwie wirkten auch die Tiere nicht normal, sondern aggressiv, wie Raubtiere, die auf der Lauer liegen und zum Sprung bereit sind.
Über meinen Rücken rann ein Schauer. Es war wirklich kein Vergnügen, sich in dieser Halle zwischen all den Katzen aufzuhalten. Hinzu kam noch das schlechte Licht, mehr ein Dämmer, so daß die Augen noch klarer und heller wirkten.
Hinter mir schloß Clive Welch die Tür.
Von seiner Mutter sah ich nichts. Wo steckte Rosy Welch? Die Frage bekam ich bald beantwortet, denn mir gegenüber öffnete sich eine Doppeltür, und heraus trat sie.
Zum zweitenmal packte mich das Erstaunen.
Rosy Welch war schon eine Erscheinung. Sie hatte pechschwarzes kurzgeschnittenes Haar und ein glattes Gesicht, das mich selbst irgendwie an eine Katze erinnerte. Die Augen standen leicht schräg. Sie hatten auch keinen normalen Ausdruck, sondern schillerten grünlich, wie bei manchen Frauen mit roten Haaren. Bei Asmodina, der Teufelstocher, hatte ich so etwas gesehen.
Rosy Welch trug ein langes Kleid, das mich mehr an ein Gewand erinnerte. Der grüne Stoff war ziemlich dünn und in mehreren Bahnen

gelegt worden, damit man nicht durchschauen konnte. Die Hände waren lang und die Finger sehr dünn. Die spitzen Nägel kamen mir dabei wie die Krallen einer Katze vor. Zu allem Überfluß hatte die Frau sie rot lackiert, wie auch ihre Zehennägel, die aus den Sandalen schauten.

Diese Frau war mir nicht sympathisch. Genau wie mich die Umgebung überhaupt nicht ansprach.

Dieses Haus mitten in London war wirklich eine eigene Welt für sich.

Drei Schritte vor mir blieb sie stehen. Sofort lösten sich vier Katzen von ihren Plätzen und huschten lautlos auf sie zu, um ihre Herrin einzurahmen.

Sie schauten mich ebenso an wie Rosy Welch.

»Guten Tag«, sagte ich, weil mir nichts Besseres einfiel. »Ihr Sohn wird Ihnen sicherlich gesagt haben, wer ich bin.«

»Ja, ein Polizist.« Ihre Stimme klang dünn, ich mußte mich anstrengen, um etwas zu verstehen.

»Richtig, ich bin Polizist. Und zwar komme ich von Scotland Yard. Wären Sie in der Lage, mir ein paar Fragen zu beantworten, Mrs. Welch.«

»Das kommt auf die Fragen an.«

»Sie sind so, daß sie Ihre Person betreffen. Das hoffe ich wenigstens.«

»Fangen Sie an.«

»Sie haben von dem gräßlichen Mord gehört, der in der vergangenen Nacht passiert ist?«

»Welcher Mord?«

Ich hatte gewußt, daß sie so reagieren würde. »Dann sagt Ihnen der Name Leon Poole nichts?«

»Nein.«

»Er war Katzenfänger.«

Jetzt lächelte die Frau und drehte ihre langen Finger ineinander.

»Wenn er wirklich das war, was Sie gesagt haben, dann gönne ich ihm den Tod. Ich freue mich, daß er gestorben ist. Diese Menschen haben kein Recht zu leben.«

»Das ist ein Irrtum. Jeder Mensch hat ein Recht auf Leben. Ebenso wie er ein Recht auf Arbeit hat.«

»Sie müssen diesen Staat verteidigen, ich denke anders darüber. Das habe ich auch in meiner Sendung der Öffentlichkeit bekanntgegeben.« Sie räusperte sich. »Sonst noch etwas?«

»Ja, ich stehe erst am Anfang.«

»Meine Zeit ist begrenzt.«

»Ich kann Sie auch vorladen lassen, wenn Ihnen das lieber ist, Mrs. Welch.«

»Spielen Sie sich hier nicht so auf«, erwiderte sie. »Das ist mein Haus.«

»Und der Mann in der vergangenen Nacht ist durch einen Angriff der Katzen zu Tode gekommen.«

»Er hat seine gerechte Strafe bekommen.«

»Sie haben ihn zerrissen und seine Augen ausgekratzt«, hielt ich dagegen.

»Das ist typisch für Katzen.«

Dieses Weib war nicht zu packen, deshalb schoß ich ein härteres Geschütz ab. »Ich habe Sie und Ihre Katzen in Verdacht, daß Sie nicht ganz unschuldig an diesem Verbrechen sind.«

»Verbrechen? Höchstens eine Bestrafung.«

»Wenn Sie meinen.«

»Nein, Herr Polizist, ich war hier bei meinen Lieblingen und habe an meinem Buch weitergeschrieben. Ich schreibe nämlich über Katzen, müssen Sie wissen.«

»Haben Sie Zeugen?«

»Meinen Sohn.«

»Andere nicht.«

»Nein, mein Mann existiert für mich nicht mehr. Er ist verschwunden. Bei Nacht und Nebel.«

Den Mann konnte ich verdammt gut verstehen. Ich wäre auch bei solch einer Frau nicht geblieben.

»Woher wollen Sie eigentlich wissen, daß es Katzen waren, die diesen Mann bestraft haben?«

»Das ist wissenschaftlich festgestellt worden.«

»Aha.«

»Zudem bin ich in das Haus gekommen, als der Mann starb. Und ich habe noch drei Katzen dort gesehen.«

»Dann hätten Sie die Tiere doch festnehmen können«, hielt mir die Frau spöttisch entgegen.

»Sie verschwanden zu schnell.«

»Ihr Pech. Ich für meinen Teil habe mit dieser Bestrafung nichts zu tun.«

»Gut, ich nehme es zur Kenntnis.«

»Aber sie glauben mir nicht.«

»Das ist eine andere Sache.«

»Haben Sie sonst noch Fragen, die ich Ihnen nicht beantworten kann?«

Der Hohn kannte kaum noch Grenzen. »Ja, ich möchte Sie noch etwas fragen. Wer ist Yita?«

Die Frau sagte nichts. Nur ihre Augen wurden um eine Idee schmaler. »Sie kennen Sie?«

»Ich habe sie gesehen, vielmehr ihr Abbild.«

»Yita hat mit dem Mord nichts zu tun!« behauptete Rosy Welch.

»Das glaube ich nicht.«

»Es steht Ihnen frei.«

»Dann sagen Sie mir, wer Yita ist.« Ich schoß einen Schuß ins Blaue ab. »Ist sie vielleicht ein Dämon?«

Schweigen, aber an den Augen der Frau erkannte ich, daß ich ins Schwarze getroffen hatte. Dieses Katzenabbild mußte irgend etwas mit den Mächten der Finsternis zu tun haben, daran ging kein Weg vorbei, und dessen war ich mir auch sicher.

»Ich halte das Gespräch für beendet«, erklärte mir die Frau, die sich so gern mit Katzen umgab. »Sie haben mir schon genug meiner kostbaren Zeit gestohlen. Gehen Sie jetzt.«

»Natürlich.« Ich lächelte. »Nur läßt es sich wohl nicht vermeiden, daß ich Sie und Ihre kleinen Lieblinge im Laufe der Ermittlungen noch einmal besuchen werde.«

Drauf bekam ich keine Antwort.

Ich drehte mich um und schritt zur Tür. Fast körperlich spürte ich in meinem Rücken die Blicke der Katzen. Sie brannten auf meiner Kleidung, wohl ging es mir nicht. Denn hinter mir lauerten Feinde.

Bei diesem ersten Besuch hatten sie sich noch zurückgehalten. Das würde nicht immer so sein.

Clive war froh, daß er mir die Tür öffnen durfte. Er grinste süffisant.

Ich ging noch nicht hinaus, sondern blieb vor dem Sohn der Katzenliebhaberin stehen.

Sein Grinsen gefror.

Ich aber wollte die Probe auf Exempel machen, griff unter mein Hemd und holte das Kreuz hervor.

Dabei ließ ich Clive nicht aus den Augen. In seinen Blick stahl sich Unsicherheit, er nagte auf der Unterlippe und wußte nicht, wie er reagieren sollte.

»He, was machen Sie da?« rief die Frau und kam näher.

Zu spät.

Ich hatte bereits das geweihte silberne Kruzifix gegen den geschnitzten Katzenkopf gepreßt.

Die Wirkung war enorm.

Plötzlich lebte der Kopf. Er stieß ein Fauchen aus, daß mich wirklich an den Laut einer Katze erinnerte. Für einen Moment glühten die Augen dunkelrot, dann erlosch das unheimliche Feuer in ihnen. Beißender Rauch traf mein Gesicht. Clive hämmerte mir seine Pranke auf die Schulter, ich fuhr herum und schoß eine Linke ab.

Sie wühlte sich dicht über der Gürtelschnalle in seinen Bauch.

Der Mann mit den langen Koteletten riß weit die Augen auf und würgte, wobei er langsam zurückging, die Treppe übersah, stolperte und sich auf seinen Hosenboden setzte.

»Nicht anfassen«, sagte ich scharf.

Dann stand seine Mutter neben mir. Aber sie schaute nicht mich an,

sondern den Katzenkopf in der Tür.

Das Abbild war völlig verkohlt!

Wut, Trauer und Haß las ich in ihren Augen. Ein paar letzte dünne Schwaden stiegen noch hoch, das war alles.

»Bestellen Sie Yita einen schönen Gruß«, sagte ich. »Auch Dämonen sind nicht allmächtig.«

Rosy Welch hatte die Hände zu Fäusten geballt. Ihr Gesicht war noch mehr verzerrt. Hinter ihr im Raum fauchten die Katzen. Sie waren kaum zu halten, sondern sprangen von ihren Sitzplätzen und irrten wütend in der Diele umher.

»Das werden Sie bereuen, Bulle!« versprach sie mir. »So leicht mache ich es Ihnen nicht, glauben Sie mir. Mit dieser Tat haben Sie sich die Feindschaft der Katzen zugezogen. Sie haben Yita getroffen. Das bedeutet Tod. Merken Sie sich das!«

»Ich habe es gehört«, erwiderte ich, »und verstanden.« Dann ging ich und passierte Clive Welch, der noch immer am Boden hockte und nach Luft schnappte.

Am Haus vorbei ging ich zu meinem Wagen und stieg ein. Ich startete in dem Bewußtsein, daß es nicht der letzte Besuch gewesen war, den ich diesem Haus abgestattet hatte.

An der nächsten Straßenecke kam mit ein Talbot Matra Rancho entgegen, bei dem die hinteren Scheiben der Ladefläche verhängt waren. Aber deshalb fiel er mir nicht auf, auch nicht wegen seiner roten Farbe, die von einem grauen Schmutzfilm überzogen war.

Daß er mir auffiel, hatte einen anderen Grund.

Es war die Frau am Steuer.

Ich kannte sie, und diesmal war sie nicht nackt, meine »Freundin« Leila.

***

Bill Conolly bekam einen Stoß gegen die Schulter und fiel fast vor die Wand, so heftig war Sheila an ihm vorbeigelaufen. Sie breitete die Arme aus, und Johnny warf sich hinein. Er weinte und sprach Worte, die nur mühsam zu verstehen waren.

Bill dachte praktischer. Er holte ein Taschentuch hervor und tupfte das Blut aus dem Gesicht des Kleinen. Jetzt sah er auch die Wunden. Sie befanden sich an der Stirn. Als der besorgte Vater genauer schaute, erkannte er die langen Kratzer.

Von irgendwelchen Fingernägeln stammten die nicht, das sah er sofort. Ein Tier mußte Johnny die Wunden beigebracht haben. Da kam nur eins in Frage, wenn er sich die Ereignisse mal durch den Kopf gehen ließ.

Eine Katze!

Johnny mußte von einer Katze angegriffen worden sein!

»Jetzt ist ja alles wieder gut«, flüsterte Sheila. »Wir sind bei dir, mein Liebling…«
»Ja, Mummy.« Johnny schluckte.
»War es eine Katze?« fragte Bill.
Der Kleine schaute seinen Vater aus tränennassen Augen an und nickte heftig.
»Und wo?«
»In… in meinem Zimmer.«
Der Reporter lief los. Er würde es den Katzen zeigen, doch Sheilas Ruf hielt ihn zurück. »Bill, nicht.«
»Doch«, erwiderte er und stieß die Tür auf.
Das Fenster stand offen. Als erstes registrierte Bill Conolly dies.
Und das Durcheinander im Zimmer. Die Bauklötze mit denen Johnny gespielt hatte, waren umgefallen. Das wäre an sich noch kein Grund gewesen, sich Gedanken zu machen, aber die Hälfte des Turms aus Klötzen stand noch, und er sah aus, als wäre jemand vom Fenster aus dagegen gesprungen.
Bill schaute in den Garten.
Sofort zuckte er zurück.
Die Katzen waren wieder da. Und es waren sicherlich nicht weniger als in der Nacht.
Bill überlegte, während sich die Tiere überhaupt nicht um ihn kümmerten, sondern lautlos über den Rasen schlichen. Ihre Bewegungen glichen denen von Raubtieren.
Der Reporter kam zu dem Entschluß, nicht mehr länger in seinem Hause zu weilen. Die Gefahr war zu groß. Und die Forderung der Frau konnte Sheila nicht so ohne weiteres und auf die Schnelle erfüllen, das brauchte Zeit. Deshalb wollte Bill keine Minute länger bleiben und erst seine Familie in Sicherheit bringen. Vielleicht würde er mit seinen Freunden zurückkehren, aber darüber mußte man erst noch reden.
Er beugte sich noch weiter vor, um das gesamte hinter dem Haus liegende Gelände einblicken zu können.
Nein, von den geheimnisvollen drei Frauen sah er keine Haarspitze. Wahrscheinlich lauerten sie woanders.
Bill wandte sich ab. Er hatte es so eilig, daß er vergaß, das Fenster zu schließen.
Und das war sein Fehler.
Bill sah nicht mehr, wie sich eine schmale Frauengestalt hinter einem Baumstamm löste. Sie hielt etwas in der Hand, was wie eine Keule aussah.
Die Frau erreichte das offene Fenster, als Bill Conolly seine Hand auf die Türklinke legte. Sie schleuderte die massive Holzkeule aus dem Handgelenk.
Bill Conolly wurde voll getroffen. Er spürte noch den berstenden

Schlag am Hinterkopf, wurde gegen das Holz der Tür geworfen, dann verlöschte sein Bewußtsein.

Die Frau aber kletterte ins Zimmer. Diesmal war sie vollständig angekleidet. Sie schaute sich um, nickte zufrieden und winkte ihren beiden »Schwestern«, die ebenfalls draußen im Garten versteckt gelauert hatten.

Sekunden später näherten sich die Frauen der Tür…

***

Ich machte nicht den Fehler und hieb sofort auf die Bremse, sondern nahm nur das Gas weg und fuhr langsamer. Im Rückspiegel beobachtete ich den Rancho und nickte zufrieden, als sein linkes Blinklicht aufglühte.

Sein Ziel war klar.

Er wollte zum Cat House.

Ich fuhr an den Straßenrand und stoppte. Längst hatte ich mir einen Plan zurechtgelegt. Einen, der für mich ziemlich risikolos war.

Vorerst, wenigstens.

Ich wollte den Bentley hier stehenlassen und zu Fuß zurückgehen. Die sollten sich wundern. Vor allen Dingen diese Rosy Welch, das Katzenweib.

Ich dachte noch mal an die Begegnung mit dem Rancho. Die Blonde hatte nicht allein hinter dem Lenkrad gesessen, bei ihr war noch jemand gewesen.

Dunkelhaarig, glaube ich.

War ja auch egal. Bevor ich loszog, versorgte ich mich aus meinem Einsatzkoffer noch mit Waffen. Ich steckte die magische Kreide ein, den Dolch und die Gemme.

Desteros Schwert konnte ich nicht mitnehmen. Es war einfach zu unhandlich.

Dann machte ich mich auf den Weg.

***

Sheila Conolly streichelte den Kopf ihres Sohnes. Sanft glitten ihre Hände an den Wangen des Kleinen entlang. Sie flüsterte ihm Worte ins Ohr, um Johnny zu beruhigen.

»Es ist ja schon gut, mein kleiner Liebling«, sagte sie. »Wir gehen jetzt ins Bad und kleben dir ein Pflaster auf die Stirn. Okay, mein Schatz?«

Johnny zog die Nase hoch und nickte. Der Schock mußte für ihn schlimmer gewesen sein, als die Schmerzen, denn er war ja ein Freund der Tiere. Sheila nahm ihren Sohn auf den Arm und ging mit ihm ins Bad, wo sich auch der Kasten befand mit den Erste-Hilfe-Sachen. Sheila öffnete die rechte Tür und sah das Pflasterspray, das sie nehmen wollte.

Zuvor setzte sie Johnny ab und reinigte seine Wunde mit klarem Wasser.
Der Kleine biß die Zähne zusammen. Er sagte kein Wort und gab keinen Laut von sich, als Sheila dieser Arbeit nachging und anschließend das Pflaster auf die Wunde sprayte.
»So«, sagte sie. »Jetzt wird alles gut.«
Johnny nickte. »Warum war denn die Katze so böse?« fragte er.
»Ich wollte nur mit ihr spielen.«
»Das kann ich dir auch nicht sagen, mein Schatz.« Sheila drückte den Kleinen an sich.
»Soll ich dir die böse Katze zeigen, Mummy?«
»Nein, laß mal. Die will ich gar nicht sehen.«
»Aber da war nicht nur eine. Ich habe viele Katzen gesehen, Mummy. Sie saßen alle im Garten.«
Sheila erschrak. Johnny sah nicht, wie seine Mutter blaß wurde.
Sheila mußte sofort an das Ultimatum denken, das man ihr gestellt hatte. Sie hatte es nicht eingehalten. Mußte sie jetzt dafür die Quittung zahlen? Waren die Katzen nun zurückgekommen, um sich zu rächen? Wenn ja, dann befanden sie sich in größter Gefahr, und sie, Sheila, war Schuld, wenn etwas passierte.
»Komm, mein Schatz«, sagte sie. »Wir wollen mal nach Daddy schauen.«
»Wo ist er denn?«
»In deinem Zimmer.«
»Und dann?« fragte Johnny.
»Fahren wir weg.«
»Zu Onkel John.«
»Vielleicht.« Wir hätten schon gleich in der Nacht flüchten sollen, dachte Sheila. Dann wäre vielleicht alles gar nicht so gekommen.
Aber so ist alles zu spät. Jetzt haben uns die Katzen, jetzt wissen sie, wo wir sind…
Sheila faßte Johnny bei der Hand und ging mit ihm zur Tür. Soweit sollten die beiden nicht mehr kommen. Plötzlich wurde die Tür aufgestoßen, und Sheila sah in die Gesichter der drei Frauen, die sie bereits in der Nacht kennengelernt hatte.
Die Weiber standen auf der Schwelle und sagten keinen Ton.
Aber ihre Blicke sprachen Bände. Darin las Sheila ihr Schicksal.
Auch Johnny war erschreckt worden. Plapperte er ansonsten munter drauflos, so drang jetzt kein einziges Wort über seine Lippen. Der Kleine blieb stumm.
Sie maßen sich mit Blicken. Die drei Frauen waren im Gegensatz zur Nacht vollständig angezogen. Sie trugen dunkle Hosen und Pullover. Sheila schaute in ihre Gesichter. Und sie hatte das Gefühl, als wären auch sie irgendwie katzenhaft.

Wenn sie an den Frauen vorbeiblickte, sah sie die zahlreichen Katzen im Flur.

Es waren mindestens zehn.

Aber was war mit Bill? Hatten die drei Frauen ihn vielleicht umgebracht?

Sheila merkte, daß ihr Herz schneller klopfte. Sie hatte eine bohrende Angst um ihren Mann und auch um ihren Sohn. Diese Frauen kannten keine Gnade. Das hatten sie in der Nacht bewiesen, in dem sie diesen Katzenfänger töteten.

Sheila überwand sich selbst und fragte mit zittriger Stimme:

»Was wollen Sie von mir?«

»Kannst du dir das nicht denken«, erwiderte die mit den schwarzen Haaren. »Du hast das Ultimatum überschritten, das wir dir gesetzt haben.«

Sheila nickte. »Ja, ich habe es überschritten. Ich hatte eure Warnung nicht ernst genommen, aber ich werde sofort ans Telefon gehen und anrufen.«

»Dazu ist es zu spät!«

Dieser eine Satz hatte etwas Endgültiges an sich, das merkte Sheila sofort.

Sie zuckte zusammen und suchte nach einem Ausweg. Aber es gab keinen. Wenn diese drei Weiber schon ins Haus gekommen waren, dann hatten sie sicherlich Bill auch ausgeschaltet.

»Was haben Sie mit meinem Mann gemacht?« flüsterte Sheila, blaß im Gesicht.

»Er liegt im Zimmer seines Sohnes.«

»Ist er… ist er …« Sheila brachte das Wort nicht heraus.

»Ich weiß es nicht«, erwiderte die Schwarzhaarige. »Es spielt auch keine Rolle mehr, dich nehmen wir mit, und du wirst deine Strafe bekommen. Yita wartet schon auf dich.«

Heiß schoß es in Sheila hoch. Sie spürte, wie sich Johnny an sie preßte, und sie dachte in diesen schrecklichen Sekunden nur an ihren kleinen Sohn.

»Sie wollen mich töten? Sie wollen dem Kleinen hier die Mutter rauben? Wollen Sie das wirklich?«

»Er wird sich daran gewöhnen. An ihm haben wir kein Interesse, falls dich das beruhigt.«

»Ich will wissen, ob Sie mich töten wollen?«

»Nein, opfern!«

»Das ist das gleiche«, flüsterte Sheila. »Sie sind, Sie…« Sheila sprach nicht mehr weiter, denn die Schwarzhaarige hatte ihren beiden Komplizinnen einen Wink gegeben.

Die Frauen gingen vor.

Sheila wich zurück. Johnny hielt sie fest. Der Kleine fing wieder an

zu weinen. Auch er hatte längst gemerkt, daß diese Frauen Böses im Schilde führten, und die Angst hielt ihn ebenso gepackt wie seine Mutter.

Sheila drückte Johnny hinter sich und deckte ihn mit ihrem Körper. Sie würde Johnny und sich verteidigen, das schwor sie bei allem, was ihr heilig war.

»Du kommst also nicht freiwillig mit«, stellte die Schwarzhaarige fest. »Dann eben anders.« Und sie sprang vor.

Bevor Sheila sich wehren konnte, klatschte die Hand der Frau in ihr Gesicht. Der Treffer trieb Sheila auf die Wanne zu, und sie prallte gegen deren Rand.

Johnny begann zu weinen. Er verteidigte seine Mutter, indem er sich gegen die Schwarzhaarige warf. Doch eine andere Frau griff zu und schleuderte Johnny brutal zur Seite.

Der Kleine fiel zu Boden und weinte.

Sheila hatte den Treffer verdaut und suchte nach einer Waffe, mit der sie sich hätte verteidigen können. Doch sie besaß nur ihre Fäuste. Und sie setzte sie auch ein. Sie schlug und trat dabei um sich, traf die Frauen auch, riß sie an den Haaren und hieb ihnen die Hände ins Gesicht. Eine schleuderte sie sogar in die große, ovale Badewanne. Es waren leider immer noch zwei Frauen übrig. Und gegen die war schwer anzukommen, denn sie waren geschmeidig und schnell, fast wie Katzen.

Gewinnen konnte Sheila nicht, sondern die Entscheidung nur in die Länge ziehen.

So kam es, wie es kommen mußte. Ein Hieb in den Nacken traf sie. Er war mit der Handkante geführt worden und schüttelte Sheila regelrecht durch. Sekundenlang stellte sie sich auf die Zehenspitzen, während sich auf ihrem Gesicht der Schmerz widerspiegelte. Bewußtlos wurde sie nicht, sie war nur paralysiert.

Das nutzten die Weiber aus.

Ein zweiter Hieb traf Sheila Conolly.

Er war mit der gleichen Härte geführt worden wie der erste. Und dem hatte Sheila Conolly nichts entgegenzusetzen. Johnny mußte aus großen Augen zusehen, wie seine Mutter langsam in die Knie brach und neben der Wanne liegenblieb.

Johnny wollte anfangen zu schreien. Doch unter dem gnadenlosen Blick der drei Frauen verstummte er.

Die Schwarzhaarige trat zurück und wischte sich über die Stirn.

Ihre Augen leuchteten. »Geschafft«, sagte sie. »War ein verdammt hartes Stück Arbeit.« Sie warf einen Blick auf den kleinen Johnny.

»Lassen wir ihn leben?« fragte die blondhaarige Leila.

»Meinetwegen, er kann ja nichts dafür. Eigentlich ist er gut zu Tieren, er hätte ja sonst die Katzen nicht ins Zimmer gelassen.« Sie

lächelte. »Schade für dich, daß deine Mutter nicht so ist, aber wir hatten sie gewarnt. Jetzt hat sie die Folgen selbst zu tragen. Yita will Opfer!«

Johnny hörte die Worte, er verstand sie nicht, sondern schaute die drei Frauen nur groß an. Aus seinen Augen kullerten Tränen, die Weiber kümmerte das nicht. Sie hatten nur Interesse für Sheila Conolly. Sie bückten sich und hoben Sheila hoch.

Eine hielt die Tür auf.

»Mummy«, weinte der Kleine und wollte hinterher.

Es war die Frau mit den schwarzen Haaren, die Johnny vor die Brust stieß, so daß er zurücktaumelte und zu Boden fiel.

Die Tür wurde zugeschlagen. Von außen drehte sich der Schlüssel im Schloß.

Johnny blieb allein und eingesperrt zurück.

***

Zuerst spürte Bill Conolly, wie etwas klebrig in seinen Nacken rann. Dann glaubte er, sein Hinterkopf wäre um ein Dreifaches gewachsen, und in ihm hielten sich 1000 winzige Männer auf, die mit Hacken und Bohrern darin rumorten.

»Au verdammt«, stöhnte Bill. »Das war ein Hammer.« Er öffnete die Augen. Vor sich entdeckte er etwas viereckiges Gelbes, mit dem er zuerst überhaupt nichts anfangen konnte. Als er sich jedoch ein Auge zuhielt, sah er besser.

Das Ding entpuppte sich als Bauklotz. Und der gehörte Johnny, seinem Sohn.

Schlagartig kehrte die Erinnerung zurück. Bill wußte jetzt, wo er sich befand.

In Johnnys Zimmer.

Und hier hatte ihn auch der Hammer getroffen.

Bill dachte nach, so schwer ihm das auch wegen seiner Kopfschmerzen fiel. Er war in das Zimmer des Kleinen gelaufen, hatte das offene Fenster gesehen, die Katzen im Garten, hatte sich umgedreht, und dann hatte ihn der Hammer getroffen.

Am Hinterkopf.

Die Welt um ihn herum war buchstäblich explodiert. In einem furiosen Wirbel war sie untergegangen, und Bill wußte noch immer nicht, wem er diesen Schlag zu verdanken hatte.

Da mußte jemand draußen im Garten gelauert haben. Ob das diese drei Weiber gewesen waren, die ihnen auch in der Nacht den Besuch abgestattet hatten?

Ja, es gab keine andere Möglichkeit. Und Bill fiel wieder das gesetzte Ultimatum ein. Dabei dachte er sofort an Sheila, die es nicht eingehalten hatte und die sich höchstwahrscheinlich mit den drei

Frauen allein im Haus befunden hatte. Johnny zählte in diesem speziellen Fall nicht.

Plötzlich machte sich der Reporter Sorgen um seine Familie.

Wenn Sheila und Johnny etwas passiert war, dann…

Bill hatte es plötzlich eilig. Er stützte sich auf, kam auch auf die Beine, da packte ihn der Schwindel und schleuderte ihn wieder zurück. Dabei hatte der Reporter Glück, daß er nicht auf den Boden, sondern auf Johnnys Bett fiel.

Bill hatte sich einfach zuviel zugemutet.

Ein paar Minuten blieb er liegen, atmete tief durch und tastete auch nach seiner Beule. Sie befand sich am Hinterkopf. Als Bill mit den Fingerspitzen über sie hinwegfuhr, zuckte er zusammen, so sehr strömten die Schmerzen durch seinen Kopf. Dieser Schlag hatte ihn doch mehr mitgenommen, als er zugeben wollte.

Abermals versuchte er es.

Vorsichtig drehte sich der Reporter, schwang die Beine vom Bett und trat auf.

Er blieb ein paar Sekunden sitzen, preßte seine Lippen zusammen und regelte seine Atmung.

Dann startete er abermals einen Versuch.

Diesmal blieb er auf den Beinen. Er visierte die geschlossene Tür an.

Als wären seine Knie mit Eiern gefüllt, so wankte er los. Dabei schwankte er von einer Seite auf die andere, aber hielt sich tapfer und gab nicht nach.

Bill durfte auch nicht schlappmachen, denn die Sorge um Sheila, und Johnny trieb ihn voran. Er würde seines Lebens nicht mehr froh werden, wenn den beiden etwas passiert war.

Auf schwankenden Beinen verließ Bill das Kinderzimmer und trat in den Flur.

Hier mußte er sich an die Wand lehnen, weil ihn ein erneuter Schwächeanfall übermannte.

Da hörte er das Weinen.

Dünn klang es an seine Ohren, als wäre es durch irgend etwas gedämpft worden.

Bill kannte das Weinen, und sein Herz klopfte plötzlich wie rasend. Das Blut jagte durch seine Adern, er öffnete den Mund und rief den Namen seines Sohnes.

»Daddy!«

Es gab dem Reporter einen Stich, als er die Antwort des Kleinen vernahm.

Bill hatte auch gehört, von wo sie erklungen war. Aus dem Badezimmer. Dort mußte Johnny stecken.

Sheila vielleicht auch?

Der Gedanke daran beflügelte den Reporter. So rasch er konnte, lief

er auf die Tür zu. Bill hieb seine Hand auf die Klinke und drückte sie nach unten.

Verschlossen!

Der Fluch, der über seine Lippen kommen wollte, stockte im letzten Augenblick, da Bill Conolly den Schlüssel gesehen hatte, der von außen steckte.

Bill schloß auf.

Johnny saß auf dem Boden und weinte. Ansonsten war niemand im Bad zu sehen.

Keine Spur von Sheila! Bill lief auf seinen Sohn zu, kniete sich vor ihn und umfaßte mit beiden Händen Johnnys Gesicht.

»Daddy«, sagte der Kleine und schlag seine Arme um Vaters Hals. Bill drückte Johnny an sich. Vergessen waren die Schmerzen in seinem Hinterkopf, und Bill fürchtete sich irgendwie vor der Frage, die er seinem Sohn stellen mußte.

Dann faßte er sich ein Herz, drückte Johnny zurück, schaute ihn an und sagte: »Du bist allein hier?«

»Ja.«

»Wo ist Mummy?«

»Die… die haben sie mitgenommen!«

Jetzt war es heraus. Sekundenlang schloß der Reporter die Augen.

Bisher hatte er noch immer eine kleine Hoffnung gehabt, doch die war nun zerstört.

Er spürte Johnnys nasse Wange und hörte dann die dünne Stimme des Kleinen. »Du holst sie doch zurück, Daddy?«

»Ja.«

»Und wann?«

»Ich werde heute noch losfahren und nach ihr suchen.«

»Dann weißt du gar nicht, wo Mummy ist?«

»Nein, aber ich kann es mir denken.«

»Darf ich mit?«

Bill drückte seinen Sohn von sich weg und schüttelte den Kopf.

»Nein, Johnny, doch du kannst mir helfen, wenn es dir nichts ausmacht. Willst du das?«

Johnny nickte.

»Dann hör genau zu, mein kleiner Liebling. Wie war das? Wer hat deine Mummy mitgenommen?«

»Drei Frauen. Sie waren sehr böse und haben mich hier eingesperrt.«

Bill nickte. Es war klar, wer hier zugeschlagen hatte. Die drei Weiber, die Bill auch schon in der Nacht gesehen hatte. Das Ultimatum war nicht eingehalten worden, die Katzen schlugen zu.

Eine ganz einfache Rechnung.

Im Augenblick war Johnny das Problem. Bill mußte zusehen, daß er den Kleinen irgendwo unterbekam. Er verließ mit seinem Sohn das

Bad und ging in den Livingroom. Dort rief er die Nummer des Chinesen Suko an.

Der schien neben dem Telefon gelauert zu haben, denn er hob sofort ab.

Bill erklärte ihm die Lage.

Suko war sofort mit dem Plan des Reporters einverstanden.

»Dann werden wir John auch vielleicht in diesem Cat House treffen«, meinte er.

»Ist er denn hingefahren?«

»Ja, das jedenfalls sagte mir Glenda Perkins.«

»Und Shao wird auf den Kleinen achtgeben?« erkundigte sich der Reporter.

»Natürlich macht sie das.«

»Okay, dann kommen wir vorbei.«

Bill hängte auf und wandte sich seinem Sohn zu, der aber genau aufgepaßt hatte und sagte: »Ich soll bei Tante Shao bleiben, nicht?«

»Ja, mein Schatz.«

»Holst du dann Mummy zurück?«

Bill lächelte zuversichtlich, obwohl es ihm verdammt schwerfiel.

»Auch das…«

***

Cat House gestaltete sich immer mehr zum Mittelpunkt des Geschehens. Bisher hatte ich nur den Zipfel des Geheimnisschleiers lüften können. Ich wußte längst nicht, was sich in diesem Haus noch verbarg, dessen Mauern so völlig normal aussahen und doch von einer dämonischen Kraft erfüllt waren.

Yita!

Wieder fiel mir der Name ein. Wer war Yita? Ein Dämon? Bestimmt. Vielleicht auch ein Tierdämon, denn wie ich inzwischen aus vielen Mythologien kannte, gab es zahlreiche Tierdämonen. Jedes Tier hatte praktisch einen eigenen Dämon. Was daran Erfindung und was Wahrheit war, wußte ich nicht.

Ich blieb so stehen, daß ich zwar das Haus sehen, aber selbst vom Haus her nicht gesehen werden konnte. So hatte ich das Gebäude gut im Blickfeld.

Der Wagen war in den Weg eingebogen und nicht mehr wieder erschienen. Wahrscheinlich hatten sie ihn auf dem Hof abgestellt.

Und es war sicherlich etwas in ihm transportiert worden, was niemand sehen konnte, sonst hätte man nicht die Fenster verhängt.

Ich wußte nicht, wie weit mein Besuch bei der anderen Partei gewirkt hatte. Jedenfalls würden die Gegner noch mißtrauischer sein, so daß ich nach einer Chance suchen mußte, ungesehen in das geheimnisvolle Katzenhaus zu gelangen.

Von der Rückseite war es schwer, denn dort standen die Käfige mit den Katzen. Wie ich die Biester einschätzte, würden sie fauchen, wenn ich erschien. Die Bewohner waren dann gewarnt. Blieb noch der Einstieg von der Seite her durch irgendein Fenster oder vom Dach aus.

Für einen Moment spielte ich mit dem Gedanken, Suko anzurufen, verwarf ihn jedoch wieder. Noch traute ich mir zu, das Ding allein zu schaukeln. Erst wenn ich wirklich keine Chance sah, in das Innere von Cat House vorzustoßen, würde ich dem Chinesen Bescheid geben.

Ich begab mich auf die andere Seite der Straße und nutzte als Deckung einen vorbeifahrenden Lastwagen. Dann überquerte ich die Straße wieder und blieb neben dem Haus stehen. Hier befand sich kein Weg, der zum Garten und damit zu den Katzenkäfigen führte.

Das Gelände war frei. Ein Platz, überwuchert mit hohem Unkraut, zwischen dem ich mich verbergen konnte.

Etwa zehn Yards vor mir sah ich die Hauswand. Da gab es kein Fenster, auf das ich so gehofft hatte. Sie war glatt. Stein auf Stein.

Meine Chancen sanken auf Null.

Ich ging ein paar Schritte vor und kam an einen Zaun, der das Grundstück von Cat House hier an der Seite begrenzte. Es war einfacher Maschendraht, leicht zu überklettern.

Ich sah auch den Wagen. Er stand zwischen der Rückseite des Hauses und den Katzenställen. Niemand befand sich mehr in ihm.

Rasch zuckte ich zurück, als die Tür aufschwang. Clive Welch verließ das Haus. Er trug eine große Tüte in der rechten Hand, die schon mehr einem Sack glich. Clive schleuderte die Tüte über die linke Schulter und marschierte auf die Katzenställe zu. Wahrscheinlich wollte er die Tiere füttern.

Wenn es eine Chance gab, in das Haus einzudringen, dann nur über den Sohn der Besitzerin. Ich mußte den Mann überwältigen, sicherlich besaß er einen Schlüssel.

Ein rascher Blick zeigte mir, daß ich nicht beobachtet wurde, und so überkletterte ich schnell den Zaun.

Auf der anderen Seite sprang ich zu Boden und lief schnell auf den abgestellten Rancho zu, um dahinter Deckung zu nehmen. Jetzt konnte man mich auch vom Haus her nicht mehr sehen.

Clive Welch war verschwunden. Er hatte den Stall betreten und die Tür nicht geschlossen. Zur Hälfte stand sie offen.

Diese Käfiganlage erinnerte mich irgendwie an die aufgebauten Kletterwürfel auf Kinderspielplätzen. Sie waren versetzt, ineinander verschachtelt und so hoch, daß ein Mann aufrecht stehen konnte. Nur nach vorn hin waren die Gitter zu sehen, an den Seiten und auch hinten bestanden die Begrenzungen aus Mauern.

Am Haus regte sich nichts. Auch innerhalb war alles ruhig. Das stellte ich mit einem schnellen Blick fest, denn es ließ sich niemand an

den Fenstern sehen. Nicht einmal eine Gardine bewegte sich. Die Zeit war also günstig.

Ich huschte durch die offene Tür. Ein Gang nahm mich auf, der zu beiden Seiten von Käfigen flankiert wurde, in denen sich die Katzen befanden. In manchen steckten zwei Tiere, andere wiederum waren nur mit einer Katze besetzt.

Clive Welch sah ich nicht, hörte ihn jedoch sprechen. Er mußte sich links von mir befinden, wo der Gang sowohl nach rechts, als auch nach links abzweigte. Geradeaus ging es nicht mehr weiter.

Da schaute ich gegen die Mauer.

Sie war durch kleine Fenster unterbrochen, durch die schwacher Lichtschein fiel. Im Dunkeln brauchte ich mich demnach nicht voranbewegen.

Ich hörte Clive lachen und mit den Katzen sprechen. »So, ihr kleinen vierbeinigen Freunde. Jetzt bekommt ihr euer Fressen. Es wird euch bestimmt schmecken.« Er lachte. Dann hörte ich ein Rascheln. Es entstand, wenn Welch in die Tüte griff.

An der Abzweigung blieb ich stehen und warf einen Blick nach links, wo sich Clive Welch befinden mußte.

Er wandte mir den Rücken zu, hatte eine Käfigtür geöffnet und war dabei, Futter zu streuen. Das Zeug sah aus wie der normale Katzenfraß aus der Dose.

Hier roch es nach Katzen. Obwohl alles sehr sauber war – der Steinboden glänzte fast – war es jedoch nicht möglich, den Kotgeruch der Katzen wegzubekommen. Da half auch kein Lüften.

Clive Welch sah und hörte mich nicht. So sehr war er mit dem Füttern seiner Lieblinge beschäftigt.

Aber die Katzen bemerkten mich.

Sie hockten zu beiden Seiten des Ganges in ihren Käfigen und starrten mich an.

Ich sah kalte Augen. Manche gelb, die anderen grünlich schimmern, aber alle leicht geschlitzt und vor einer nahezu brutalen Klarheit. Etwas komisch war mir doch zumute, als ich diesen Katzenstall durchschritt. Schließlich hatte ich selbst die Tiere in Aktion erlebt und war auch fast Zeuge eines Mordes geworden, den die vierbeinigen, kleinen Raubtiere verübt hatten.

Wenn mich die Masse der Katzen angriff, sah ich sehr blaß aus.

Da hatte ich kaum eine Chance.

Aber die machten mir nicht den Eindruck, als würden sie unter einem dämonischen Einfluß stehen. Sie waren normaler, das sah ich ihren Blicken an. Diese Katzenaugen zeigten keinen menschlichen Ausdruck, wie Haß oder Feindschaft, wenigstens hatte ich das Gefühl, und mir wurde gleich ein wenig wohler.

Irgendwie mußte Clive Welch bemerkt haben, daß etwas nicht

stimmte. Vielleicht war es auch das Verhalten der Katzen gewesen, das ihn warnte. Plötzlich fuhr er herum.

Ich befand mich noch zwei Schritte von ihm entfernt. Er erschrak, als er mich sah. Es lief wie ein Stromstoß durch seinen Körper, wobei er seinen Mund aufriß, den er kaum noch zubekam.

»Da bin ich wieder«, sagte ich.

Eine Tür stand offen. Zwei Katzen befanden sich in dem Käfig.

Clive hatte die Tiere gerade füttern wollen, war nun von mir gestört worden. Die Katzen kamen bis an den Rand des Käfigs und schauten hervor. Sie drehten ihre Köpfe, so daß sie mich anblicken konnten. Ich sah ihre kalten Augen und fröstelte unwillkürlich.

Eine öffnete ihren Mund und gähnte.

»Was wollen Sie denn noch?« zischte Clive Welch. Mit einer Hand hielt er die große Tüte umklammert.

»Das will ich Ihnen sagen. Ich hätte da noch ein paar Fragen, und zudem sind mir einige Dinge aufgefallen, die meine Neugierde erweckt haben.«

»Und welche?«

»Da ist ein Wagen gekommen.«

Ich sah, wie er zusammenzuckte. Dann holte er tief Luft, hob die Schultern und sagte: »Na und?«

»Zufällig sah ich, wer den Wagen gefahren hat. Es war eine Fahrerin. Sie hatte blondes Haar, und genau diese Frau ist mir in der gestrigen Nacht auch aufgefallen und zwar dort, wo auch der Mann von den Katzen so schrecklich ermordet worden war. Verstehen Sie nun, daß ich neugierig geworden bin?«

Er senkte den Blick und schaute auf seine Schuhspitzen. »Ich weiß nicht, wovon Sie reden.«

»Sie lügen schlecht!« stellte ich fest.

»Lassen Sie mich in Ruhe und verschwinden Sie endlich!« zischte er. »Wenn Sie etwas zu sagen haben, dann meiner Mutter.«

Ich schüttelte den Kopf. »Ich will aber gern von Ihnen wissen, was hier geschieht.«

»Nichts geschieht hier. Wir nehmen herrenlose Katzen auf und füttern sie. Das ist alles.«

»Und Yita?«

»Ich weiß nicht, was das bedeutet.«

»Ist Yita kein Dämon?«

»Hören Sie auf.«

»Ich möchte eine klare Antwort von Ihnen. Seien Sie vernünftig, noch ist Zeit genug. Lösen Sie sich von Ihrer Mutter. Sie befindet sich auf einem gefährlichen Weg, der genau in den Abgrund führt. Merken Sie das nicht?«

»Nein!«

»Mr. Welch, ich warne Sie. Ihre Mutter hat sich mit den Mächten der Finsternis verbündet. Das kann nicht gutgehen, und deshalb versuche ich, Sie zu retten.«

»Wie edel«, spottete er. Dann spie er aus. Für mich war es bezeichnend. Er steckte seine Hand wieder in die Tüte und holte weiteres Futter hervor.

Ich rechnete damit, daß er es in den Käfig streuen würde, doch er überraschte mich. Plötzlich drehte er seine Hand und schleuderte mir das Zeug entgegen.

So schnell konnte ich den Kopf nicht zur Seite nehmen. Ich kam zwar noch weg, stieß aber mit dem Ohr gegen einen Käfig, was sehr weh tat. Für Sekunden war ich abgelenkt.

Das nutzte Clive Welch voll aus.

Ich hörte das kalte Schnicken, und als ich mir die letzten Krümel aus dem Gesicht wischte, sah ich schon die lange Klinge des Messers. Die Spitze stach nach oben und war genau auf mich gezielt.

Jetzt wurde es gefährlich.

Sofort wuchtete der Kerl sich vor. Er wollte mir die Klinge von unten nach oben in den Leib ziehen, gleichzeitig sprangen die zwei Katzen, die von ihm gefüttert werden sollten, aus dem Käfig und drückten sich an dem Kerl vorbei.

Ausweichen konnte ich nicht. Nur zurück. Was ich auch tat. Zwei gewaltige Sätze brachten mich aus der unmittelbaren Reichweite der Klinge, die sich vor mir hochschraubte und dabei den Schenkel einer Parabel bildete.

Fast hätte der Kerl das Messer in die Decke gestoßen, so wuchtig war der Stich geführt worden.

Ich konterte.

Mein Tritt war nicht von schlechten Eltern, und er traf Clive Welch dort, wo ihn schon einmal meine Faust erwischt hatte. Welch krümmte sich, ließ die Klinge aber nicht los, sondern verzog nur schmerzerfüllt das Gesicht.

Ich hatte keine Lust, ihn hier zusammenzuschlagen oder mich auf einen langen Kampf einzulassen. Rasch zog ich die Beretta und ließ ihn in die Mündung schauen.

»Alles klar?« fragte ich.

Er holte keuchend Luft. Ich glaubte, so etwas wie ein Nicken zu sehen.

»Dann weg mit dem Messer!«

Er zögerte, hob den Blick und sah den entschlossenen Ausdruck in meinen Augen.

Die Waffe fiel.

Mit der Fußspitze kickte ich sie unter einen Käfig, ohne dabei den Knaben aus den Augen zu lassen.

Tückisch schaute er mich an.
»Drehen Sie sich um!« befahl ich.
Er schüttelte den Kopf.
Dieser Mann war stur. Und ich sah, wie er den Mund öffnete, um einen Warnschrei auszustoßen.
Das konnte und durfte nicht sein, denn damit wäre mein gesamter Plan hin.
Ich schlug zu.
Eigentlich hatte ich seinen Nacken treffen wollen. Da er meinen Befehl nicht nachkommen wollte, hieb der Berettalauf gegen seine Stirn und schickte ihn ins Reich der Träume. Er verdrehte die Augen, fiel um und blieb liegen.
Das Hindernis war geschafft. Ich räumte die Tüte zur Seite, bückte mich und durchsuchte ihn. Ein Lächeln stahl sich auf mein Gesicht, als ich fand, was ich vermutet hatte.
Vier Schlüssel. Sie hingen an einem schmalen Bund. Einer würde sicherlich zur Haustür passen, das allein war für mich wichtig. Ich steckte die Schlüssel ein, wandte mich um und verließ die ziemlich ungastliche Stätte.
An der Tür blieb ich stehen, verrenkte den Kopf und blickte an dem parkenden Wagen vorbei.
Niemand ließ sich im Eingang sehen. Das war schon ein großer Pluspunkt.
Rasch lief ich die Strecke zum Haus, überwand die Treppe und stand vor der Tür. Die gefundenen Schlüssel hielt ich in der rechten Hand, schaute mir das Schloß genau an und verglich es mit den Schlüsseln.
Einer der beiden mittleren mußte passen.
Ich probierte es und hatte Glück. Seidenweich glitt er ins Schloß, und seidenweich konnte ich die Tür aufschließen, die noch immer das verkohlte Gesicht des Katzendämons zeigte.
Sie quietschte nicht, als ich sie aufzog und einen Blick in die jetzt leere Halle warf.
Keine Katze war zu sehen.
Eine Sekunde später hatte ich das Haus betreten und ließ die Tür lautlos ins Schloß fallen.
Ab jetzt stand ich wie unter Strom!

***

Sheila Conolly wurde wach, als man sie eine Steintreppe hinuntertrug. Jeden Schritt der Trägerinnen spürte sie in ihrem Kopf, wo Schmerzwellen wie Blitze durch das Gehirn zuckten und sie anfing zu stöhnen. Die Frauen kümmerten sich nicht darum. Sie erreichten das Ende der Treppe und damit einen Gang, wo sie sich nach rechts wandten.

Sheila öffnete die Augen.

Noch nie hatte sie solch einen Kellergang gesehen. Da gab es keine kahlen Mauern oder Wände. Alles war bemalt. Sie sah übergroße Katzenköpfe mit weit aufgerissenen Mäulern und heraushängenden Zungen, die die Tiere dem Betrachter entgegenstreckten. Sie waren so echt gemalt, daß Sheila glaubte, sie würden leben.

Innerhalb der Mäuler befanden sich kleine Lampen, die rot glühten und ihren Schein über Sheila und die beiden Frauen warf, die sie trugen.

Eine dritte Frau ging vor. Sheila hatte sie noch nie gesehen, sie gehörte nicht zu denen, die sie abgeholt hatten. Die Frau war ziemlich klein, trug ein wallendes Gewand und hatte kurzgeschnittenes dunkles Haar.

Und sie sah noch mehr.

Katzen!

Die Tiere begleiteten sie. Lautlos liefen sie neben ihnen her, drängten sich geschmeidig an den Frauen vorbei, drehten sich dann, warteten und folgten ihnen wieder, wenn sie passiert worden waren, um das Spiel von vorn zu beginnen.

Sheila gab sich keinen Illusionen hin. Ihre Lage war schlichtweg bescheiden. Sie befand sich in der Gewalt dieser Frauen, die mit den Katzen paktierten, und Sheila fragte sich, ob sie auch soweit gingen, daß sie Menschen töteten.

Ja, sicher. Sie hatten es schon einmal bewiesen, als der Katzenfänger auf grausame Art und Weise umgebracht worden war. Ein schlimmes Omen, und Sheila mußte ihre Angst regelrecht herunterschlucken.

Der Keller war ausgebaut worden. Man hatte Gänge verbreitert und Mauern versetzt, so daß viel Platz gewonnen worden war.

Dann erreichten sie ihr Ziel.

Sheila sah eine schwarz lackierte Tür, die in ihrer Mitte deutlich das Abbild eines Katzenkopfs zeigte. Das Maul war aufgerissen, die spitzen Zähne stachen hervor, in den Augen glühte es gefährlich rot.

Ein Abbild des Schreckens und nicht der Schädel einer normalen Katze. Sheila kannte sich aus. Sie wußte, daß dieser Katzenkopf die Darstellung eines Dämons zeigte. So viele Erfahrungen hatte sie im Laufe der Zeit gesammelt, denn nicht zum erstenmal traf sie auf Dämonen.

Diesmal jedoch war es anders. Sie war schon als Druckmittel gegen ihren Mann oder gegen John Sinclair benutzt worden, doch hier wollte man ihr persönlich an den Kragen. Dieser Fall ging eigentlich nur sie etwas an, und keinen anderen.

Das war das Schlimme.

Die Frau, die voranging, drückte die Tür auf. Sheila hörte hinter sich Schritte, und dann stand auch die dritte Person vor ihr, die bei der

Entführung beteiligt gewesen war. Es war die Rotblonde. Sie hatte auch den Wagen gefahren.

»Tretet ein, sie erwartet euch!« sagte die Frau, die vorging und gab den Weg frei.

Sheila wurde in den dahinterliegenden Raum geschafft.

Nein, es war kein Raum. Dieser Ort im Keller glich schon mehr einer Halle. Sie war fast quadratisch und mit großen Fliesen ausgelegt, die Katzenköpfe zeigten. Zahlreiche Tiere hockten in den Quadraten und schauten auf die Frauen, die langsam nach vorn gingen und sich dem Zentrum des hallenartigen Raumes näherten.

Sheilas Augen wurden groß, ihr Herz klopfte schneller, und jeder Schlag dröhnte in der Brust. Was sie sah, war so unglaublich, daß es ihr niemand glauben würde, wenn sie es jemandem erzählte.

Und doch eine Tatsache.

Inmitten des Raumes hockte, von zwei hellen Säulenlampen flankiert, eine überdimensionale Katze. Sie war größer als ein Mensch, obwohl sie saß, und sie hatte ihr Maul weit aufgerissen, so daß Sheila die langen, stiftartigen Raubtierzähne erkennen konnte, die sie an das Gebiß eines Tigers erinnerte.

Die Katze saß jedoch nicht auf dem Boden, sondern auf einem Podest. Unter ihr ringelte sich eine armdicke Schlange, deren Maul ebenfalls aufgerissen war und auf die Tür zeigte, wobei die Zunge hervorschaute, sich teilte und wie zwei Pfeile auf die Eintretenden zielte.

Sheila hatte Angst.

Sogar schreckliche Angst, denn die übergroße Katze, konnte man schon nicht mehr als Tier bezeichnen, sondern nur noch als ein gewaltiges Monster.

Und der weit aufgerissene Rachen bewies Sheila, daß dieses Monster bereit war, Menschen zu verschlingen, wenn es lebte.

Trotz ihrer Schmerzen gelang es Sheila, genau hinzuschauen. Sie sah sich die Bestie an und interessierte sich besonders für die Augen. Auch sie waren wesentlich größer als bei normalen Katzen, und sie leuchteten in einem Gelb, wie Sheila Conolly es noch nie in ihrem Leben gesehen hatte. So hell, klar und auch kalt war ihr die Farbe noch nie vorgekommen.

Man konnte sich wirklich davor fürchten.

Der jungen Frau rann eine Gänsehaut über den Rücken. Obwohl der Name dieser Riesenkatze noch nicht genannt worden war, wußte Sheila dennoch, daß es sich nur um Yita handeln konnte.

Yita, die Dämonenkatze!

Die menschenverschlingende Bestie!

Sheila hatte Mühe, ihre Tränen zurückzuhalten. Wie ein plötzlicher Stromstoß wurde ihr die Ausweglosigkeit der Lage bewußt. Es war

niemand da, der zu ihr hielt, der sie retten konnte. Sheila war völlig auf sich allein gestellt.

In eine Welt, die von Feinden beherrscht wurde.

Und Bill?

Sicherlich lag er schwerverletzt in der Wohnung, ebenso wie Johnny. Es war bezeichnend für Sheila, daß sie in dieser Situation auch an ihren Mann und den Sohn dachte. Wenn wirklich bei den beiden alles gut gegangen war, wie sollten sie Sheila dann in diesem fremden, schrecklichen Haus finden?

Die Trägerinnen stoppten.

Sheila verkrampfte sich, als sie kurzerhand fallen gelassen wurde. Ein heftiger Schmerz zuckte durch ihren Körper, und der Aufprall löste in ihrem malträtierten Kopf kleine Explosionen aus.

Für wenige Sekunden trat sie wieder ab. Als sie dann klar denken und auch sehen konnte, waren die vier Frauen zurückgetreten. Die Anführerin stand dicht vor Yitas offenem Rachen, die Trägerinnen hielten sich bei den Lampen auf, und die letzte Frau stand hinter Sheilas Kopf.

Sie lauerten…

Sekunden vergingen. Eine Zeitspanne, die zwar kurz war, Sheila aber dennoch sehr lang vorkam. Bis die Anführerin – und das mußte Rosy Welch sein – zwischen die Falten ihres Kleides griff und eine Papierrolle hervorholte.

Sie faltete sie auseinander.

Wie im Mittelalter, dachte Sheila, als man den zum Tode Verurteilten das Urteil noch einmal vorlas.

Rosy Welch begann. »Du, Sheila Conolly, bist ausersehen, als erste in einer langen Reihe von Menschen zu sterben, die den Tod zahlreicher Katzen auf dem Gewissen haben. Es hat lange gedauert, wir haben geforscht und gearbeitet, bis es uns endlich gelang, Verbindung mit Yita aufzunehmen. Sie ist die Göttin der Katzen, ein Dämon, der aus einer Dimension mit ansehen mußte, wie seine Artgenossen gequält, gedemütigt und getötet wurden. Man fing sie ein, ließ sie verhungern oder unternahm Versuche mit ihnen. Mir ist es nun gelungen, einen Schlußstrich unter dieses grausame Werk zu setzen. Ich habe Yita beschworen, und ihr Geist ist aus den fernen Dimensionen zurückgekehrt, wobei er mich und mein Wirken beflügelt hat. Es wird kein sinnloses Töten der Tiere mehr geben, die Katzen schlagen zurück. Mit ihnen mache ich den Anfang. Hunde und andere Tiere werden folgen. Kein Vogel wird mehr in seinem Käfig sitzen, kein Hund mehr im Zwinger elendig verrecken. Die Zeiten sind allemal vorbei. Und wir fangen mit denen an, die sich für diese Taten zu verantworten haben. Du zählst dazu, Sheila Conolly. Und du hast die Chance eines Ultimatums nicht genutzt, deshalb wirst du sterben. Als

erste, als ein abschreckendes Beispiel, damit auch die anderen sehen, was ihnen noch alles bevorsteht.«

Rosy Welch ließ die Rolle sinken und schaute Sheila Conolly ins Gesicht. Man hatte Bills Frau nicht gefesselt, sie hätte auch so keine Chance gehabt, zu entkommen. Und Sheila, die man direkt angesprochen hatte, wollte auch eine Antwort geben.

»Ich habe keine Katzen getötet«, erwiderte sie mit schwacher Stimme. »Es stimmt, daß Tierversuche auch in meinem ererbten Betrieb stattgefunden haben, aber muß das nicht sein? Jede Forschung kostet ihren Preis. Um Menschenleben zu retten, müssen die Präparate doch ausprobiert werden.«

»Und Tiere sind dafür gut genug?« höhnte die Welch.

»Sagen Sie mir eine andere Möglichkeit, und ich werde Anweisung geben, von den Versuchen Abstand zu nehmen.«

»Ja, ich weiß sie. Nehmt Menschen, ihr verdammten Hyänen. Mit Menschen könnt ihr die Versuche durchführen!«

»Nein.«

Rosy Welch lachte auf. »Da habt ihr Angst, wie? Das glaube ich, an Menschen traut ihr euch nicht heran. Aber an wehrlose Tiere. Es gibt genügend Menschen, die den Tod verdient haben. Schwerverbrecher, Mörder, Killer, aber keine Tiere. Sie sind unschuldig. Sie tun nichts, wenn man sie nicht angreift und sie in Ruhe läßt. Lange genug haben wir das gewissenlose und schändliche Treiben mit ansehen müssen, aber jetzt ist Schluß. Wo Worte nicht helfen, da müssen eben Taten folgen!«

Rosy Welch sprach so überzeugend und deutlich, daß Sheila bewußt wurde, nichts mehr unternehmen zu können. Diese Frau ließ sich nicht umstimmen – die nicht.

»Und Sie wollen wirklich alle Menschen töten?« fragte Sheila mit erstickt klingender Stimme.

»Nein, alle nicht. Obwohl die meisten es verdient hätten. Wir nehmen uns nur die Tierquäler vor und machen mit Ihnen das gleiche, was sie den Tieren angetan haben. Sie werden sterben, und mit dir, Sheila Conolly, machen wir den Anfang. Leon Poole zähle ich nicht, er war nur das kleine ausführende Organ, aber du hast die Macht, die Tierversuche zu stoppen. Du stehst dahinter, du kannst noch etwas ändern, aber du hast es nicht getan. Deshalb wirst du sterben. Wir können auch keine Rücksicht auf deine Familie nehmen, denn auch Katzen und Hunde haben Junge. Die Tiertöter haben sie kurzerhand abgeschlachtet, verhungern lassen oder haben sie zertreten, als würden die Tiere keine Schmerzen spüren. Doch sie leiden ebenso wie die Menschen, das glaube mir, Sheila Conolly.«

»Die Polizei wird Ihnen ihr schändliches Handwerk legen!« rief Sheila verzweifelt.

»Ach, die Polizei. Ich habe keine Angst, denn ich stehe unter einem großen Schutz. Zudem wird man mich am wenigsten verdächtigen, das glaube mir.«

»Nein, sie sind schon auf deiner Spur!«

Zu Sheilas großen Überraschung nickte die Frau. »Ich weiß es. Ich hatte sogar Besuch, ein Oberinspektor von Scotland Yard war bei mir.«

Eine Hoffnungsflamme schoß siedenheiß in Sheila hoch. Doch sie erlosch nach den nächsten Worten der angeblichen Tierschützerin.

»Er ist wieder gegangen, der gute Oberinspektor. Bei mir hatte er nichts zu melden, ich habe ihn weggeschickt, aber er steht als nächster auf der Liste, denn er hat ein Abbild Yitas zerstört. Dieser Frevel kann nur durch den Tod bestraft werden. Etwas anderes gibt es nicht für ihn!«

Aber John war hier! sagte sich Sheila in Gedanken. Er hatte Verdacht geschöpft. Sicherlich würde er wiederkommen, nur war es dann nicht schon zu spät?

Sheila bebte und zitterte vor Angst. Gleichzeitig hoffte sie auch, und sie konnte diese Aufwallung von Gefühlen nicht so einfach schlucken. Die andere merkte, welch ein innerer Kampf in ihrer Brust tobte.

Sie lachte.

Dann brach das Lachen schlagartig ab. Erst jetzt sah Sheila Conolly die Lampe über der Tür.

Stoßweise glühte sie auf.

Hell, fast blendend, und der Schein mischte sich mit dem roten Licht, so daß er auch von Rosy Welch bemerkt wurde. Die Augen der Frau verengten sich. Plötzlich stand sie unter Spannung. Sie drehte den Kopf und schaute ihre Dienerinnen an.

»Das Signal«, sagte sie.

Die schwarzhaarige Frau trat vor. »Jemand ist in das Haus eingedrungen!«

Hoffnung keimte in Sheila hoch. War dieser Jemand vielleicht John Sinclair?

»Sucht ihn!« befahl Rosy Welch. »Sucht die verdammte Person und tötet sie!«

Die drei Frauen nickten und verschwanden. Kein Laut war zu hören, als sie den Raum verließen. Sie gingen ebenso leise wie die vierbeinigen Katzen…

Rosy Welch aber wandte sich an Sheila Conolly. »Deine Hoffnung ist trügerisch. Wer immer auch in dieses Haus eingedrungen sein mag, er wird es nicht überleben, glaub mir. Meine Katzen sind dressiert. Aufs Töten dressiert, sie sind stärker als jeder Mensch!«

Wieder setzte sie ihr Lachen hinzu, verbeugte sich vor Yita, drehte sich um und verließ die Kellerhalle.

Schwer schlug die Tür hinter ihr zu.

Sheila blieb mit ihrer Angst und den Katzen allein zurück. Denn da war nicht nur die versteinerte Yita und die Schlange, sondern auch noch die anderen Katzen.

Deren Blicke fühlte Sheila auf ihrem Körper brennen.

Waren die Katzen vielleicht nicht normal? Steckten Dämonen in diesen schlanken Körpern?

Sheila wußte es nicht.

Sie zitterte weiter. Und sie zählte die Katzen, die auf den großen Quadraten saßen.

Sechs waren es.

Als hätte ihnen jemand einen Befehl gegeben, so erhoben sie sich plötzlich, schüttelten ihre Körper und schlichen von allen Seiten auf Sheila Conolly zu…

***

Ich stand im Haus.

Damit war viel gewonnen, denn von nun an würde ich mich nicht so leicht verjagen lassen.

In der Halle hatte sich etwas verändert. Ich sah keine einzige Katze. Bei meinem ersten Besuch hatten sie noch in den Fliesenquadraten gesessen, nun war die Halle leer.

Ich konzentrierte mich auf Geräusche, horchte nach irgendwelchen Lauten, nach einem Fauchen oder Miauen, doch die Katzen – falls welche in der Nähe lauerten –, taten mir nicht den Gefallen, sich zu melden. Sie blieben stumm.

Ich suchte nach Türen.

Es war eine vergebene Liebesmüh. Nicht eine Tür zweigte von dieser Halle ab. Als ich dicht an den Wänden vorbeiging, sah ich auch den Grund.

Man hatte sie zugemauert.

Dafür entdeckte ich jedoch eine breite Treppe, die in die obere Etage führte.

Immerhin etwas.

Da ich sowieso vorhatte, das Haus zu durchsuchen, kam mir die Treppe wie gerufen.

Sie führte in einem Bogen hoch. Die Stufen bestanden ebenfalls aus dunklem Stein und glänzten, als wären sie mit Öl eingerieben worden. Neben der Treppe hingen, an der Decke der oberen Etage befestigt, Lampen.

Es waren Kugeln, aber die brannten nicht. Licht fiel nur sehr wenig in die Halle und damit auch die Treppe. Es streute durch die wenigen Fenster unten in der Halle und erreichte kaum das erste Stockwerk, so daß ich durch die Halbdämmer schreiten mußte.

Den Bogen hatte ich bereits hinter mich gebracht, als ich die Katzen

sah.
Augenblicklich blieb ich stehen.
Die Katzen – es waren zwei – lauerten auf der obersten Stufe. Sie mußten ein sehr dunkles Fell besitzen, denn mir kam es vor, als würden die Augen in der Luft schweben.
Welche Funktion erfüllten die Katzen. Waren sie Wärter, Aufpasser? Wollten sie niemanden durchlassen?
Ich mußte die Probe aufs Exempel machen. Langsam stieg ich höher. Die Beretta hatte ich nicht gezogen, aber meine Hand befand sich in der Nähe des Jackenausschnitts. Ich konnte jederzeit rasch an die Waffe herankommen.
Die Katzen wichen nicht zur Seite. Sie standen dort wie Statuen und gaben auch keinen Laut von sich. Kein Miauen, kein Fauchen – nichts.
Noch eine Stufe.
Da wichen sie zurück. In dem Augenblick, als ich den Fuß hob.
Die Tiere drückten sich zur Seite, es geschah lautlos, und ich konnte auch ihre geschmeidigen Körper erkennen.
Sie ließen mich vorbei.
So ganz wohl war mir nicht. Ich hatte nicht gern die Katzen in meinem Rücken. Man hörte nicht, wenn sie sich abstießen, um zu springen. Als ich einen Blick über die Schulter warf, standen sie dort noch immer und blickten mir nach.
Die Augen wirkten wie kalte Leuchtpunkte.
Vor mir lag ein Gang. Es war allerdings mehr eine Diele und führte nicht sehr weit.
Die Umrisse von drei Türen zeichneten sich schattenhaft ab.
Rechts von mir führte die Treppe weiter nach oben. Wahrscheinlich endete sie unter dem Dach. Da wollte ich vorerst nicht hin, sondern nachschauen, wie es in den Zimmern aussah. Vielleicht entdeckte ich Rosy Welch, denn sie sollte mir einige Fragen beantworten.
Ich öffnete die erste Tür. Durch das Fenster im Raum fiel genügend Licht, so daß ich Einzelheiten ausmachen konnte.
Ein altes Sofa, ein runder Tisch, ein alter Schrank, zwei Stühle, vergilbte Tapeten und ein Bild, das Yitas Gesicht zeigte. Das Bild hing dem Schrank gegenüber. Er war so gut gemalt worden, daß man meinen konnte, Yita würde leben.
Ich ging.
Die Katzen hockten dort noch immer und lauerten.
Sie machten mich nicht mehr nervös.
Die anderen beiden Zimmer waren ebenfalls nicht bewohnt. Ich sah keinen Menschen. Weder von Rosy Welch noch von den drei Frauen, die den Conollys in der Nacht einen Besuch abgestattet hatten.
Es blieb leer und still.
Verdammt, in diesem Haus liefen doch zahlreiche Katzen herum.

Wo steckten die denn?
Vielleicht im Keller?
Möglich – nur hatte ich keine Tür entdeckt, die mich nach unten gebracht hätte. Statt dessen krauchte ich hier oben herum und suchte nach meinen Gegnern.
Ich ging wieder zurück und nahm mir den nächsten Teil der Treppe vor.
Die beiden Katzen blieben noch immer sitzen. Nur die eine hob ihre rechte Pfote, wobei es aussah, als wollte sie nach mir schlagen.
Die Treppe wurde schmaler. Ich näherte mich bereits dem Dach und sah schon bald die schrägen Wände.
Als ich den nächsten Absatz erreichte, entdeckte ich nur noch eine Tür, die wohl zum Speicher führte.
Ich zog sie auf.
Er war ziemlich geräumig, aber auch düster.
Ich ging einen Schritt nach vorn und zuckte zusammen, weil mir etwas gegen das Gesicht gefahren war.
Sofort trat ich wieder zurück und hob den Blick.
Da sah ich, was mich berührte hatte.
Es war der Schwanz einer Katze.
Das Tier selbst hing in einer Schlinge!

***

Nachträglich überfiel mich der Ekel, denn damit hätte ich nicht gerechnet. Ich zog den Kopf ein, ging wieder vor und tauchte unter der Katze hinweg. Sie mußte schon einige Zeit dort gehangen haben, denn sie befand sich bereits im Zustand der Verwesung.
Und das bei der Katzenfreundin Rosy Welch.
Irgend etwas stimmte hier nicht, dessen war ich mir sicher. Eine Frau, die Katzen so sehr liebte, brauchte sie nicht aufzuhängen, aber das spielte jetzt auch keine Rolle mehr.
Nicht nur die eine Katze hing dort. Ich zählte sieben Tiere, die allesamt von den Balken herabhingen und deren Körper im durch die Tür fallenden Luftzug schaukelten. Bei einer Katze war nur noch das Skelett übrig.
Ich schritt über den Boden. Staub und kleine Steine knirschten unter meinen Sohlen. Durch kleine, schräge Dachfenster fielen Lichtstreifen. Hier hing kein Bild des Katzendämons. Yita hatte ihren Platz woanders gefunden.
Es war schon ein komisches Gefühl für mich, über den Speicher zu laufen und die erhängten Katzen vor Augen zu haben. Zudem stand allerlei Gerumpel herum, aber nichts, was mich auf die Spur der Rosy Welch bringen konnte.
Dann sah ich wieder meine beiden Freundinnen. Die schwarzen Tiere

von der Treppe huschten schattengleich auf den Speicher.

Zum Glück hatte ich gerade in Richtung Tür geschaut.

Diesmal blieben sie nicht zusammen, sondern trennten sich, wobei ich das Gefühl hatte, daß mich die Katzen wieder in die Zange nehmen wollten.

Hatten sie ihre Absicht jetzt geändert. Waren sie mir nun feindlich gesonnen?

Ich hatte plötzlich das unbestimmte Gefühl, daß meine neue Vermutung zutraf. Und ich sollte mich nicht getäuscht haben. Es war nicht schwer für mich, ihren Weg zu verfolgen, denn die Augen zeigten ihn mir genau an.

Die Katzen drehten auf dem Speicher ihre Runden.

Und dann griff mich die erste an.

Der schwarze Körper wischte durch die Luft. Ich hatte es noch rechtzeitig gesehen und zog den Kopf ein, so daß die Katze an mir vorbeiflog und gegen einen Balken prallte. Sie miaute auf, und dieses Geräusch hörte sich an wie der Schrei eines Menschen.

Schon war die zweite da.

Ich schoß nicht, weil ich nicht unbedingt auf mich aufmerksam machen wollte. Mit beiden Händen bekam ich sie zu packen, spürte sofort ihre Krallen, wie sie ausschlugen und über meine Haut an den Händen kratzten, dann schleuderte ich sie kraftvoll von mir und hatte dabei unwahrscheinliches Glück.

Die Katze flog auf eines der schrägen Fenster zu, zertrümmerte die Scheibe und verschwand in einem wahren Regen von schmutzigen Glasteilen und Splittern.

Jetzt war nur noch eine da.

Die wollte mir an die Kehle.

Mein Faustschlag traf sie am Kopf. Sie schrie klagend auf, klatschte zu Boden und verschwand jaulend.

Das hatte ich geschafft.

Ich wischte mir über die Stirn, und plötzlich hörte ich die spöttische Stimme.

»Kompliment, John Sinclair, Sie sind mit unseren beiden Freundinnen gut fertig geworden.«

Ich drehte mich.

An der Tür war die Stimme aufgeklungen, doch da stand niemand. Dafür hörte ich ein Lachen, das mir einen Schauer über den Rücken jagte.

»Suchst du uns, John Sinclair?« höhnte eine Frauenstimme, als das Lachen abbrach.

Die Stimme kannte ich. Sie gehörte der Person, die schon in der Wohnung des toten Katzenfängers zu mir gesprochen hatte. Es war also die nackte Blonde, die sich hier irgendwo in der Nähe aufhielt.

Sehen konnte ich sie nicht, so sehr ich meine Augen auch anstrengte. In Luft aufgelöst haben konnte sie sich auch nicht. Folglich mußte sie irgendwo in der Nähe lauern.

Ich ging zwei Schritte auf die Tür zu.

Plötzlich huschte etwas Helles dicht vor meinen Füßen vorbei.

Wieder eine Katze!

Sollten die Rotblonde und die Katze ein- und dieselbe Person sein? Für mich bestand kein Zweifel mehr. Ich fühlte mich wohler, da ich jetzt wußte, wo ich meinen Gegner zu suchen hatte.

Trotzdem tat ich so, als hätte ich den Plan nicht durchschaut.

»Zeig dich oder bist du zu feige?« höhnte ich.

»Nein.«

»Dann komm!«

Sie lachte wieder. »Keine Angst, John Sinclair. Du kommst hier lebend nicht mehr raus.«

»Das ist wohl hier der Todesspeicher, nicht wahr?«

»Ja.«

»Und warum habt ihr die Katzen aufgehängt. Ich dachte immer, Rosy Welch hätte so viel für die Tiere übrig.«

»Sie paßten nicht zu uns. Sie waren einfach anders in ihrem Wesen. Sie sind aber auch als Warnung für die anderen gedacht, damit niemand ausschert.« Die Katzenfrau lachte! »Zudem wird bald noch jemand sterben, Sinclair.«

»Das ist mir egal«, tat ich gleichgültig.

»Auch wenn der Jemand Sheila Conolly heißt?«

Verdammt, das war mir natürlich nicht egal. Plötzlich fing ich an zu schwitzen. In meinem Magen hatte sich in Sekundenschnelle ein dicker Kloß gebildet. Sheila hier in der Gewalt dieser vierbeinigen, gefährlichen Bestien?

Das war schlimm.

»Sie ist hier?« Meine Frage klang lauernd.

»Ich sagte es bereits.«

»Und wo?«

Jetzt lachte die Katzenfrau wieder. »Das möchtest du gern wissen. Ich will es dir auch sagen. Während du hier stirbst, wird sie der großen Yita geopfert. Das ist alles.«

»Dann kann ich Yita auch hier finden?«

»Ja, im Keller hält sie sich auf.«

Nun wußte ich Bescheid, wo Sheila geopfert werden sollte Okay, mich hielt nichts mehr.

Aber auch die Katze wußte, was sie zu tun hatte. Plötzlich fauchte sie laut auf.

Da erkannte ich, daß sie nicht allein diesen Speicher betreten hatte. Zwei weitere Katzen waren bei ihr. Sie hockten im Gebälk, und ich

sah das Leuchten ihrer Augen.

Diese drei Katzen waren die Dienerinnen eines Dämons und sie waren brutale Mörderinnen, denn sie hatten Leon Poole auf dem Gewissen, dessen Leiche ich entdeckt hatte.

Nun war mir klar, welches Schicksal mir bevorstand…

***

Sheila Conolly verging fast vor Angst!

Es war noch nichts geschehen, aber gerade dieses nervenzerrüttende Abwarten steigerte ihre Furcht ins Unermeßliche. Sie konnte sich kaum noch beherrschen.

Als sie sich aufsetzte, merkte sie die Schmerzen in ihrem Kopf.

Vom Nacken her zogen sie hoch und drangen bis in die letzten Haarspitzen, die ebenfalls noch schmerzten.

Hinzu kam die tödliche Gefahr. Die sechs Katzen bewegten sich lautlos auf Sheila Conolly zu. Sie kreisten sie ein, und die erste hatte Sheila bereits erreicht. Sehr dicht strich sie an ihrem aufgestützten linken Arm vorbei, berührte ihn, und Sheila spürte die Körperwärme des Tiers. Es bewegte seinen Schwanz und schlug damit leicht gegen Sheilas Arm. Dabei drang ein zufriedenes Schnurren aus seinem Maul.

Die Frau erschauderte. Gleichzeitig atmete sie auf. Es war schon ein Vorteil, daß die Katze sie nicht angefallen hatte, denn sie rechnete wirklich mit dem Allerschlimmsten.

Sheila entspannte sich wieder.

Bis die nächste Katze auf sie zukam.

Sie kam von vorn, blieb stehen und schaute sie an.

Sheila hielt dem Blick nicht lange stand. Sekunden noch, dann mußte sie ihren senken.

Die Katze kletterte über ihr Bein, nahm wieder Kontakt mit dem Körper der Frau und huschte weg.

Dann kam die nächste.

Auch sie glitt auf Sheila zu, kam auch an sie heran, und Sheila spürte, wie der Schwanz über ihre Oberschenkel strich. Ein Schauer rann dabei über ihren Körper, und wie fröstelnd zog Sheila Conolly die Schultern hoch.

Alle sechs Katzen berührten sie, nahmen Kontakt mit ihr auf, und Sheila fühlte sich wie auf einen Prüfstand.

Keine der Katzen attackierte sie, wurde bissig oder griff an. Sheila raffte all ihren Mut zusammen und stemmte sich hoch. In der Hocke lief sie zwei Schritte nach vorn, denn der Schwindel packte sie und warf sie wieder hin.

Sie schluchzte auf. Der zweimalige Schlag gegen den Hals hatte sie doch mehr fertiggemacht, als sie zugeben wollte.

Wieder quälte sie sich auf die Beine. Diesmal ging es besser, sie blieb

auch stehen, schwankte zwar, aber sie hielt sich. Das gab ihr neuen Mut.

Sheila peilte auf die Yita!

Der Katzen-Dämon, als versteinerte Figur verehrt, starrte sie noch immer aus seinen kalten, gelben, leuchtenden Augen an. Weiterhin war das Maul geöffnet. Die Zähne gestalteten sich als eine einzige Drohung. Sheila sah den Geifer zwischen Ober- und Unterkiefer. Er verband beide Zahnreihen und schien zu Eis erstarrt zu sein.

Sie hatte Angst, große Angst…

Dann fiel ihr Blick auf die Tür.

Sheila wußte nicht, ob die Rosy Welch abgeschlossen hatte. Gehört hatte sie nichts, deshalb breitete sich eine verzweifelte Idee in ihrem Kopf aus.

Wenn nicht abgeschlossen war, konnte sie die Tür aufreißen und vielleicht fliehen.

Ja, das mußte klappen!

Von diesem Gedanken beflügelt, näherte sich Sheila Conolly auf Zehenspitzen der Tür. Dabei hatte sie sich zur Seite gedreht, so daß sie immer Yita als auch die Katzen im Auge behielt. Weder die versteinerte, noch die lebenden Katzen schienen sich um die Gefangene zu kümmern, die sich immer mehr der Tür näherte und nur noch fünf Schritte entfernt war.

Sheilas Hoffnung wuchs.

Auch ihr Herzschlag hatte sich beschleunigt. Es fiel ihr ungeheuer schwer, sich zusammenzureißen. Am liebsten wäre sie auf die Tür zugerannt, doch das hätte die Katzen gewarnt.

Nur ruhig! hämmerte sie sich ein. Verflixt, du mußt ruhig bleiben. Keine Panik.

Noch drei Schritte.

Sheila hielt den Atem an. Groß waren ihre Augen. Salzig lag der Schweiß auf ihrer Stirn, ihr Mund stand offen. Die Lippen waren spröde und trocken.

Der vorletzte Schritt.

Geschafft!

Dann der letzte…

Sheila jubelte innerlich. Die Tür besaß einen Knauf, keine Klinke.

Bills Frau streckte den Arm aus, ihre Fingerspitzen berührten bereits den Knauf.

Da reagierten die Katzen!

Urplötzlich starteten sie.

Und sie waren schnell, verdammt schnell. Sheila sah nur die Schatten, hörte das Fauchen, fuhr herum und wurde angesprungen.

Krallen zerfetzten ihren Rock, sie spürte sie wie kleine Messer auf ihrer nackten Haut, fiel noch gegen die Tür und warf sich wieder

zurück, hinein in den Raum.

Die Katzen aber nahmen vor der Tür Aufstellung. In einer Reihe ließen sie sich nieder und beobachteten Sheila Conolly mit lauernden Blicken.

Die Frau preßte die Hand gegen den Mund, weil sie einen Schrei ersticken wollte. Das Blut stieg ihr in den Kopf, die Beine zitterten, Sheila wußte nicht mehr weiter.

Aber das Grauen hatte noch kein Ende.

Plötzlich hörte sie ein schleifendes Geräusch. Als sie ihren Kopf wandte und auf Yita starrte, quollen ihr die Augen fast aus den Höhlen.

Yita war erwacht und mit ihr die Schlange!

***

Sie hatten nicht den Porsche genommen, sondern Sukos Harley.

»Damit schaffen wir den Londoner Verkehr besser«, hatte Suko argumentiert, und Bill fügte sich.

Johnny war bei Shao gut aufgehoben, aber nun saß den beiden Männern die Zeit im Nacken.

Jede Sekunde zählte.

»Nimm keine Rücksicht auf Verkehrsregeln«, sagte Bill. »Ich zahle alle Strafmandate.«

»Wie du meinst.«

Bill hatte ebenfalls einen Helm bekommen. Er hockte auf dem Sozius und hielt mit beiden Armen Sukos Hüften umschlungen. Und der Chinese zeigte, wie er fahren konnte. Er beschleunigte, bremste, fand Lücken, huschte hindurch, gab wieder Gas und jagte bei Gelb über die Ampeln. So kamen sie voran.

Suko hatte Licht eingeschaltet, damit man die Maschine besser sah. Aber es gibt Tage, wo sich alles gegen einen Menschen verschwört.

So war es auch heute.

Irgend jemand paßte es nicht, daß er von der Harley überholt worden war. Der Jaguar-Fahrer wollte es wissen und setzte sich an den Hinterreifen der Harley.

Kurz vor einer Kreuzung hatte er den Feuerstuhl fast erreicht.

Und da passierte es.

Die Ampel sprang schnell um.

Suko bremste.

Der Mann im Jaguar auch. Aber er verringerte zu spät die Geschwindigkeit. Sein Wagen bekam noch einmal Schub. Zu viel Schub, denn die vordere Stoßstange drückte gegen die Maschine.

Damit hatten weder Bill noch der Chinese gerechnet. Sie wurden nach vorn gestoßen. Bill verlor als erster den Halt, kippte von der Harley und prallte zu Boden. Er spürte einen harten Schlag am Kopf,

der zum Glück vom Helm gebremst wurde, aber zwei Schläge an einem Tag verdaute Bill Conolly nicht.

Für ihn gingen die Lichter aus.

Sheila, das war sein letzter Gedanke.

Er sah auch nicht mehr, daß Suko stöhnend aufstand, humpelte und dann zusammenknickte.

Bill Conolly und Suko waren aus dem Gefecht. Damit sanken die Chancen für Sheilas Rettung gewaltig…

***

Leicht wollte ich es den Horror-Katzen nicht machen. Diese Biester – Mischungen zwischen Menschen und Katzen – sollten mich kennenlernen. Ich war kein Leon Poole, den man so ohne weiteres überraschen konnte, denn ich war vorgewarnt.

Ich glitt zur Seite weg, zog die Beretta und auch den silbernen geweihten Dolch.

Lauernd blieb ich stehen.

Von den Katzen war nichts zu sehen. Ich sah auch nicht das Leuchten der Augen, die Tiere hatten gelernt und sich gut versteckt, wozu der Speicher zahlreiche Möglichkeiten bot, denn es stand genügend altes Gerümpel herum.

Dann hörte ich eine Stimme. »Töten!« zischte sie. »Wir werden dich töten!«

Das war so ein Kätzchen. Aber bevor es mich umbrachte, würde ich es erledigen.

Leider hatte ich bisher keinen Lichtschalter gefunden. Ihn groß zu suchen, hatte auch keinen Sinn, damit wäre ich den Katzen nur entgegengekommen, denn ich hätte nicht mehr so intensiv auf meine Umgebung achten können.

Es blieb also dunkel, dämmrig. Die Katzen, die bei diesem schlechten Lichtverhältnissen gut sehen konnten, hatten alle Chancen für sich. Aus dem Dunkeln konnten sie mich angreifen, ich sah und hörte sie nicht.

Ich dachte daran, daß es keine normalen Katzen waren, sondern welche dämonischer Art. Und mir fiel ein, daß ich meine magische Kreide bei mir trug.

Ein Versuch kostete nichts.

Ich holte die Kreide hervor, bückte mich und zog um mich herum einen Kreis. Ich beeilte mich dabei, denn die Katzen konnten jeden Moment angreifen.

Als ich mich aufrichtete, erfolgte tatsächlich der Angriff. Ein Katzenkörper wuchtete durch die Luft – es war nicht der schwarze und auch nicht der rotblonde – und wäre in meinem Nacken gelandet, wenn der Ring nicht gehalten hätte.

Er wirkte wie ein Schutzwall.

Plötzlich hörte ich das wilde Jaulen, der Flug wurde mitten in der Luft gebremst, der Körper schüttelte sich und klatschte neben mir zu Boden.

Im ersten Augenblick war ich versucht, die Waffe zu ziehen und die Katze zu erschießen, dann brachte ich es doch nicht fertig, als sie jaulend und wimmernd davonkroch. Der magische Schock hatte sie verdammt hart getroffen.

Die Kreide hatte ihre Dienste getan. Ich brauchte jetzt nur noch hier stehenzubleiben, die Beretta zu ziehen und die Katzen der Reihe nach abzuknallen.

Nein, so einfach war es nicht, Freunde. Plötzlich verschwand der magische Kreis. Ich sah noch ein Flimmern, das für ein, zwei Sekunden aufzuckte, dann war es vorbei.

Da war kein magischer Kreis mehr vorhanden.

Es gab hier im Haus eine starke Gegenmagie, und die hatte auch reagiert. Wahrscheinlich dieser Katzendämon Yita. Seine Kraft war auch hier oben zu spüren.

Die Katzen hatten es nun leichter.

Und sie kamen.

Diesmal war es die pechschwarze, die mich ansprang. Von der rechten Seite her. Ich hieb mit dem Lauf der Beretta zu, traf sie auch, aber sie ließ nicht locker. Als sie sich überschlagen hatte, kam sie sofort wieder hoch, und zur Unterstützung huschte die nächste heran.

Sie wollten töten. Ich hörte das Fauchen, das Schreien, glaubte, den Haß in ihren Augen zu sehen und kannte jetzt auch keine Rücksicht mehr.

Der Dolch fuhr in etwas Weiches, als meine linke Hand vorschnellte. Der Schrei war menschlich zu nennen. Schrill klagend und erbarmungswürdig.

Die Katze zuckte mit allen vier Pfoten und klatschte zu Boden, wo sie auf der Seite liegenblieb – und starb.

Ja, sie verging.

Dir Fell wurde stumpf und grau, auch dünn, so daß ich die Knochen durchschimmern sah. Sie würde bald nur noch Staub sein.

Ich hatte damit gerechnet, daß sie sich in eine Frau verwandeln würde. Zum Glück war das nicht eingetreten, so daß ich weniger belastet den beiden anderen kleinen Bestien gegenübertreten konnte.

»Na kommt schon!« rief ich. »Oder hat euch der Tod eurer Freundin so sehr geschockt.«

Sie rührten sich nicht und schienen sich auf dem Speicher versteckt zu haben.

Dann sah ich eine!

Schräg vor und über mir hockte das Biest im Gebälk. Die Augen

starrten mich an.

Kalt, gelb und tödlich…

Ich weiß nicht, welcher Teufel mich ritt, als ich mich zur Seite drehte und dabei noch ausholte. Im nächsten Moment wischte der silberne Dolch durch die Luft und trat die Höllenkatze genau zwischen die kalten Augen.

Es war ein Erfolg.

Ich hörte sie kreischen, sie schreien, sie zuckte und hieb mit ihren Krallen gegen das Gebälk, dann fiel sie zu Boden, wo es ein dumpfes klatschendes Geräusch gab, als sie auftraf.

Nur noch ein Gegner.

In Umrissen zeichnete sich der Körper zwei Schritte vor mir ab.

Ich lief hin und wollte den Dolch herausziehen. Dabei mußte ich mich bücken. Auf diese Chance hatte die dritte Katze gewartet.

Die sprang mir in den Nacken!

Es war ein wuchtiger Sprung, in den sie allerlei Kraft hineingelegt hatte. Und sie hatte mich dabei wirklich überraschen können.

Der Aufprall war so heftig, daß er mich nach vorn katapultierte und ich gegen einen Balken stieß. Zum Glück nicht mit dem Kopf, sondern mit der Schulter. Aber ich war für Sekunden aus dem Konzept gebracht worden, was die Katze wohl gewollte hatte.

Sie hockte noch immer auf meinem Rücken, und sie hatte sich dort festgekrallt. Ich verzog das Gesicht, als hörte ich knirschende Geräusche, mit dem meine Kleidung riß.

Verdammt, das Biest konnte mir den Rücken aufkratzen.

Dagegen mußte ich was tun.

Ich richtete mich auf und warf meine Arme nach hinten. Die Hände suchten das Fell des Tieres, ich wollte es von meinem Rücken reißen, doch die Katze hielt fest. Sie hatte wirklich Kraft und sich so festgekrallt, daß ich sie nicht wegbekam.

Verdammt auch.

Als ich das Beißen auf meiner Haut spürte, da wußte ich, daß sie mir den Rücken zerkratzt hatte.

Mein Fluch kam wirklich von Herzen, und die Katze wollte höher, um an meinen Nacken zu gelangen.

Die Beretta hatte ich zuvor weggesteckt, der Dolch lag noch am Boden, aber da war noch das Kreuz. Ich riß es unter dem Hemd hervor und schleuderte es nach hinten, über meine Schulter hinweg, wobei die Kette um meinem Hals blieb.

Das Kreuz traf.

Das Schreien der Katze malträtierte meine Ohren, das Trommelfell zitterte, der Druck löste sich und der Körper fiel zu Boden.

Ich drehte mich um.

Das Tier verendete.

Es zuckte ein paarmal mit den Beinen, dann blieb es still liegen.
Tief atmete ich ein und mußte husten, als der aufgewirbelte Staub wie eine Wolke in meinen Rachen quoll und sich dort festsetzte.
Drei Katzen waren es.
Und drei hatte ich erledigt.
Jetzt fühlte ich mich wohler, denn die drei Killertiere lebten nicht mehr. Sie hatten für den Mord an Leon Poole selbst mit ihrem Leben gebüßt.
Auf diesem Speicher hielt mich nichts mehr, deshalb wandte ich mich dem Ausgang zu.
Lauerten noch andere Tiere?
Ich schaute die Treppe hinab. Schwach erkannte ich die Stufen.
Soviel ich sah, waren sie auch leer, das beruhigte mich.
Andererseits hatte ich in diesem Haus wesentlich mehr Katzen gesehen. Das wiederum beunruhigte mich. Wo hatten sich die Biester nur versteckt?
Wenn sie geschlossen über mich herfielen, konnte ich einpacken, da war dann nichts mehr für mich zu holen. Die konnten mich fertigmachen. Deshalb war ich sehr vorsichtig, als ich die Treppe hinunterschritt und hielt auch die Beretta schußbereit.
Keine Katze kam mit entgegen.
Unangefochten erreichte ich die erste Etage. Auch die beiden Wächter sah ich nicht mehr. Die Tiere hatten sich irgendwo verzogen.
Sheila Conolly war in diesem Haus. Wahrscheinlich befand sie sich in größer Gefahr. Sie war mein großes Problem. Zudem mußte ich den Eingang zum Keller finden. Eine Tür hatte ich bisher nicht gesehen.
Der letzte Treppenabsatz lag vor mir. Ich umschritt den Treppenbogen und schaute in die Halle, wo es noch immer dämmrig war.
Abrupt blieb ich stehen.
Jetzt wußte ich, wo die Katzen waren.
Sie hockten in der Halle.
Und es waren nicht nur 10, sondern mindestens 20. Und zwischen ihnen stand hochaufgerichtet ihre Herrin.
Rosy Welch!

***

Die Frau hatte sich nicht umgezogen. Sie trug die gleiche Kleidung wie bei meinem ersten Besuch. Ihr Gesicht war verzerrt, der Mund stand halboffen, die Winkel waren nach unten verzogen.
Auf den Lippen schimmerte Schminke, die selbst bei diesem Licht zu erkennen war. Die Augen leuchteten wie die einer Katze, in ihnen sah ich all den Haß, den man einem Menschen wie mir entgegenschleudern konnte.

»Da bist du ja«, sagte sie.
Ich nickte. »Ja, da bin ich. Auch diese drei Höllenkatzen haben mich nicht aufhalten können.«
»Was ist mit ihnen?«
»Sie sind tot!«
Rosy Welch nickte. »Das habe ich mir gedacht, Sinclair. Das habe ich mir wirklich gedacht, aber du irrst dich, wenn du annimmst, gewonnen zu haben. Noch stehe ich hier, und ich habe nicht nur drei Katzen bei mir, sondern zwanzig. Sie warten nur auf einen Befehl von mir. Wenn ich ihn gebe, werden sie dich zerreißen.«
Diese Frau widerlegte die Behauptung, daß man Katzen nicht zähmen kann. Sie hatte es geschafft, Rosy Welch war die große Ausnahme.
Ich veränderte meinen Blickwinkel und sah mir die Katzen an.
Sie alle standen sprungbereit, hatten ihre Buckel gemacht, die Schwänze standen in die Höhe.
Sie warteten auf das Zeichen!
»Hat es dir die Sprache verschlagen?« höhnte die Frau.
»Nein«, erwiderte ich. »Mich interessiert nur, wo sich Sheila Conolly befindet?«
Da lachte sie. »Diese Frau ist bei Yita. Dort bekommt sie ihre gerechte Strafe.«
»Yita hockt im Keller?«
»Sehr richtig. Ich merke schon, John Sinclair, du hast viel gelernt in den letzten Minuten.«
»Genug, um euch zu besiegen!« Ich ging vor, und das war auch für Rosy Welch das Zeichen.
Sie spitzte die Lippen und stieß selbst einen Laut aus, der mich an das Fauchen einer Katze erinnerte.
In die Körper kam Bewegung.
Sie stießen sich ab und wuchteten mit gewaltigen Sprüngen ihrem Ziel entgegen, das ich in diesem Fall darstellte. Zwei Katzen waren besonders schnell. Sie hatten direkt am Fuße der Treppe gelauert, kamen drei Stufen vor mir das erste Mal auf und sprangen sofort weiter.
Mein Tritt wuchtete die erste Katze wieder nach unten. Die zweite verbiß sich in meinem Hosenbein, mußte dann jedoch den nächsten Tritt hinnehmen, der ihr ebenfalls zu einer Flugreise verhalf.
Bevor die nächsten Katzen auf mich zuspringen konnten, umfaßte ich das Geländer und jumpte mit einem gewaltigen Satz hinüber.
In der Halle kam ich auf.
Geduckt blieb ich einen Moment stehen und schaute mich um.
Die Katzen und auch Rosy Welch waren von meiner Aktion überrascht worden. Sie mußten sich erst neu formieren, die geringe

Zeitspanne nutzte ich aus und war mit zwei großen Schritten bei der Frau, bevor sie sich abdrehen und flüchten konnte.

Mit dem linken Arm umschlang ich ihren Körper, den rechten hob ich an und drückte ihr die Mündung der Waffe gegen die Schläfe. »Okay!« zischte ich. »Sagen Sie den Tierchen, daß sie sich zurückhalten sollen, sonst sind Sie tot!«

Sie zuckte zusammen und schien dann unter meinem Griff zu Eis zu werden. So sehr versteifte sie sich.

Irgendwie hatten die Katzen gemerkt, daß etwas nicht stimmte, denn sie hüteten sich, mich anzuspringen.

»Wird's bald!« fuhr ich die Frau an.

Sie zögerte noch, und ich mußte den Druck der Mündung verstärken. Da endlich reagierte sie.

»Laßt ihn in Ruhe!«

Wieder zischte sie den Befehl, und die Katzen gehorchten auch sofort. Sie hielten inne.

»So ist es gut«, sagte ich. »Und jetzt machen wir beide einen kleinen Spaziergang.«

»Wohin?«

»Können Sie sich das nicht denken? Der Keller interessiert mich sehr. Ich bin wirklich auf Yita gespannt. Bisher habe ich nur Bilder von ihr gesehen, ich will ihr gern Guten Tag sagen!«

»Sie wird sie fressen!«

»Das ist mein Problem. Hauptsache, wir sind erst einmal an unserem Ziel. Ich rate Ihnen auch, keine Dummheiten zu machen. Es könnte sonst sehr gefährlich werden.«

»Gut, Sinclair.«

»Und schicken Sie die Katzen weg. Ich habe sie nicht so gern in meinem Rücken!«

Wieder gab sie einen Befehl.

Die Tiere verstanden und zogen sich zurück. Sie liefen die Treppe hinauf. Dicht nebeneinander, so daß sie mir wie ein sich bewegender und wallender Teppich vorkamen.

Ich lächelte hart.

Einen Teilsieg hatte ich errungen. Es war schon ein Phänomen, wie diese Frau mit den Tieren umgehen konnte. Schade, daß sie auf der anderen Seite stand, sie hätte sehr gut in der Wissenschaft arbeiten können. Umdrehen ließ sie sich wohl nicht, dafür war sie zu sehr mit ihrer Aufgabe verwachsen.

Als die Halle leer war, nickte ich zufrieden. Das wäre erledigt.

Den Rücken hatte ich frei, und ich hoffte, daß mir die Katzenbrut auch nicht mehr nachkommen würde.

»Und nun zum Keller!« befahl ich.

Sie zögerte noch.

»Machen Sie schon!« Verdammt, mir brannte die Zeit auf den Nägeln. Es kam wirklich auf jede Sekunde an.

Da ging sie vor.

Sie schritt nicht in Richtung Treppe, sondern auf die Wand zu, wo sich keine Tür befand, wie ich sehen konnte.

Und hier sollte es zum Keller gehen?

»Wollen Sie mich auf den Arm nehmen?« fragte ich.

»Nein, du wolltest doch zum Keller!«

Da ließ ich sie gewähren. Ich preßte nicht mehr die Mündung gegen den Kopf, sondern hatte die Beretta gesenkt. Sie zielte jetzt auf ihren Rücken, und ich blieb einen Schritt hinter der Frau.

Vor der Wand blieb sie stehen. Ich war gespannt, wie es weiterging, da streckte sie schon den Arm aus und berührte einen Punkt, den wohl nur sie kannte.

Direkt vor uns schwang eine Tür zurück.

Raffiniert gemacht, dachte ich. Der Weg zum Keller lag vor uns, und ich sah die nach unten führende Steintreppe. Im Keller brannte Licht. Die Lampen steckten in den Katzenmäulern, die man auf die Wand gemalt hatte.

»Gehen sie vor!«, befahl ich. »Und keinen Laut, sonst sind Sie tot!«

»Natürlich.«

Rosy Welch ging. Sie überstürzte nichts, schritt bewußt langsam, so daß ich mich gezwungen sah, sie mit dem Waffenlauf anzustoßen, damit sie ihre Beine etwas schneller voreinandersetzte.

Das tat sie auch.

Wir ließen die Treppe hinter uns.

»Wo befindet sich Sheila Conolly?« fragte ich.

Auf eine Antwort der Frau konnte ich verzichten. Sie wurde mir bereits gegeben, denn ich hörte die Schreie, die schaurig und dumpf durch den Keller hallten…

***

Das Maul klappte zu!

Sheila hörte, wie die Zähne aufeinanderschlugen. Die Augen bewegten sich, und die Gier leuchtete in den Pupillen.

Yita hatte ihr Opfer.

Und sie hatte jemand, der es ihr holte.

Es war die Schlange!

Sheila kannte sich bei diesen Tieren nicht aus, sie wußte nicht, welcher Gattung die Schlange angehörte, sie sah nur, daß sie ungemein kräftig und auch brandgefährlich wirkte. Ein Gegner, den sie einmal umschlungen hatte, besaß keine Chance mehr. Er wurde von der Kraft elendig zerquetscht.

Das wußte Sheila, und sie suchte verzweifelt nach einem Ausweg aus

der Lage.

Die Schlange bewegte sich.

Sie rutschte unter dem Katzenmonster hervor, um freie Bahn zu haben. Sie wollte Sheila.

Trotz ihrer Größe bewegte sich das Tier schnell und geschmeidig voran. Das Maul war aufgerissen. Sheila sah die Giftzähne und auch die lange Zunge, die hervorzüngelte, wieder zurückwich und im gleichen Moment erneut vorstieß.

Ein ewiges, gefährliches Wechselspiel.

Zuerst war Sheila wie erstarrt gewesen, doch nun reagierten ihre Reflexe wieder. Sie lief zur Seite, an den Katzen vorbei, die nach wie vor Wache hielten, damit Sheila nicht durch die Tür verschwinden konnte.

Sie rannte nach links.

Ihre Beine zitterten dabei, und sie hatte Mühe, sich überhaupt auf den Füßen zu halten. Mehr stolpernd als gehend erreichte sie die Wand, wo sie sich umdrehte und der Schlange entgegenschaute.

Das Tier hatte sich vollständig unter der Dämonenkatze gelöst.

Und es ließ Sheila Conolly nicht aus den Augen. Mit einer schon tödlich zu nennenden Präzision näherte sie sich dem angsterfüllten Opfer.

Sheila schrie.

Das heißt, sie wollte es, aber nicht einmal ein Krächzen drang aus ihrem Mund, die heiße Angst hatte ihre Kehle regelrecht zugeschnürt. Verzweifelt suchte sie nach einem Ausweg. Immer wieder hafteten sich ihre Blicke an der Tür fest.

Dort hockten die Katzen.

Sie ließen keinen durch.

Und Yita?

Sie saß auf dem Stein und räkelte sich träge. Dabei sträubte sich das Fell. Yita konnte es kaum erwarten, an das neue Opfer heranzukommen, aber sie wollte der Schlange Gelegenheit geben, es ihr zu bringen, um noch ein wenig zu spielen.

Das alles begriff Sheila mit einer nahezu brutalen Deutlichkeit.

Und sie wagte es einfach. Auch wenn die Katzen vor der Tür hockten, sie waren leichter zu besiegen, als die verdammte Schlange.

Sheila Conolly startete.

All ihren Mut nahm sie zusammen und kam auch an der Riesenschlange gut vorbei.

Noch drei Sätze, dann hatte sie die Tür erreicht.

Da sprangen die Katzen.

Zwei blieben sitzen, vier wuchteten sich auf Sheila Conolly zu, und sie prallten gegen sie, als sich die Frau noch im vollen Lauf befand. Sheila riß die Arme hoch, um ihr Gesicht zu schützen, die Katzen

sprangen auch nicht so hoch, sie bissen sich etwa in Hüfthöhe an ihre Kleidung fest, fauchten, schrien, kreischten und rissen am Stoff, wobei sie Sheila regelrecht durchschüttelten.

Es war ein verzweifelter Kampf. Die Frau wurde zurückgestoßen, und als ein Tier zwischen ihre Beine lief, geriet Sheila Conolly ins Stolpern.

Es kam, wie es kommen mußte.

Sheila fiel zu Boden.

Und damit hatte sie der Schlange alle Möglichkeiten eröffnet.

Sheila drehte sich noch herum. Sie sah die Schlange dicht vor sich und das Maul dieses Tieres kam ihr noch größer vor, als vorhin.

Sheila registrierte kaum, daß die Katzen über ihren Körper liefen, sie hatte nur Augen für die Schlange. Auf dem Boden liegend wollte sie wegkriechen, kam auch etwas zurück, dann jedoch hatte die Schlange sie erreicht. Sheila Conolly erlebte den blanken Horror!

Sie traute sich nicht mehr, sich zu bewegen, denn die Katzen hockten auf ihrem Körper und nagelten sie mit ihrem Gewicht am Boden fest. Sobald sie sich bewegte oder auch nur zuckte, begannen die Tiere sofort zu fauchen und rissen ihre Rachen auf, so daß die Zähne blitzten. Deshalb blieb Sheila in dieser Haltung, mußte mit ansehen, wie die Schlange näher und näher kam.

Sie hörte sogar ihr Zischen!

Dann fuhr die Zunge vor, klatschte gegen ihre Stirn, und Sheila schrie vor Wahnsinn und Verzweiflung auf, als sie die klebrige Flüssigkeit spürte, die plötzlich auf ihrer Haut lag.

Man wollte sie quälen, und man schaffte es auch. Die junge Frau verging fast vor Angst und spürte plötzlich den Druck des Schlangenkörpers auf ihrem Körper.

Sheila versteifte vor Grauen und Furcht!

Die Schlange kannte kein Pardon. Sie wickelte sich um den Körper, und Sheila spürte sehr deutlich die Kraft, die in diesem Tierleib steckte.

Die Katzen verschwanden, sie machten den Platz frei für das gefährliche Reptil, damit es sich um sein Opfer kümmern konnte.

Sheila wurde angehoben. Zweimal wickelte sich die Schlange um die Frau, so daß Sheila dicht vor ihrem Gesicht das aufgerissene Maul des Reptils sah.

Wenn sie jetzt zustieß und ihre Zähne in Sheilas Hals bohrte, rettete sie nichts mehr.

Das tat sie nicht.

Die Schlange hatte etwas völlig anderes mit Sheila Conolly vor.

Sie war hier nicht die Herrin, sondern Yita, die Dämonenkatze. Die Schlange war nur dafür ausersehen, Yita ihre Opfer zu bringen.

Und das Opfer war Sheila.

Verzweifelt versuchte die junge Frau sich zu befreien. Sie umfaßte

mit beiden Händen den trockenen Leib der Schlange, sie fühlte das Fleisch und die dehnbaren Muskeln, doch es gelang ihr nicht, den Griff zu lösen.

Das Reptil war stärker.

Und es kam seiner Aufgabe nach.

Mit Schrecken erkannte Sheila, daß sie sich immer mehr der dämonischen Katze näherte, die ihr Maul langsam wieder öffnete und dabei ihren Körper träge bewegte.

Nur in den Augen loderte weiterhin die Gier.

Dann hob sie die rechte Pfote und klatschte sie auf den Boden.

Wie eine ungeduldige Geste wirkte dies. Sheilas Angst wurde noch größer.

Die Katzen umschlichen sie. Die Tiere wollten zusehen, wie Yita das Opfer verschlang.

Eine unheimliche Kreatur, hervorgeholt aus den Dimensionen des Schreckens, war bereit, das Opfer anzunehmen.

Sheila schwebte jetzt fast ein Yard über dem Boden, und die Schlange ringelte weiter vor. Sie wollte der Katze das Opfer praktisch ins Maul legen.

Schon traf der Atem Sheilas Gesicht.

Es war ein Gruß aus der Hölle. Heiß, feucht, nach Schwefel und Pestilenz stinkend…

Die Zähne blitzten, die lange Zunge schlug im weit aufgerissenen Maul auf und nieder. Geifer traf Sheilas Haut. Er brannte wie eine gefährliche Säure.

Da drehte Sheila Conolly durch. Als sie etwa eine Armlänge von dem Maul der Katze entfernt war, entlud sich all ihre Angst in panisches Schreien…

***

Und die hatte ich gehört.

Ich feuerte die Frau vor mir zur Seite, sah die Tür und den aufgemalten Katzenkopf, dessen Augen rot glühten.

Ich riß die Tür auf.

Sofort sprangen mich zwei Katzen an.

Das war das kleinere Übel, denn mit einem Blick erfaßte ich, in welch einer Gefahr sich Sheila Conolly befand.

Eine Schlange hielt sie umklammert. Und das Tier war dabei, sie in den Rachen der Dämonenkatze zu schleudern.

Zum erstenmal sah ich Yita vor mir. Und auch ich war erschreckt über dieses schaurige Wesen.

Die Beretta hielt ich in der Hand. Ich hörte Sheilas Schreie und durfte keine Sekunde mehr zögern, sonst schaffte es die Katze dennoch, ihr Opfer zu verschlingen.

Ich schoß.

Dabei zielte ich auf das verdammte Katzenmaul, aber die Tiere brachten mich aus dem Konzept.

Die Kugel fuhr nicht in das Maul hinein, sondern traf die Schlange. Es war ein Hieb wie mit dem Messer. Plötzlich spritzte eine grüne Fontäne der Decke zu und klatschte in dicken Tropfen dagegen, wo sich sofort gewaltige Flecken bildeten. Die Schlange sank zusammen, und die nächsten Sekunden dehnten sich zu kleinen Ewigkeiten, obwohl die Zeit ebenso schnell vorbeiging wie sonst auch.

Sheila fiel zu Boden, da die Schlange keinerlei Kraft mehr besaß.

Die Katze aber sah sich um ihr Opfer betrogen und reagierte entsprechend. Sie schoß förmlich vom Sockel hoch, während ich auf sie zulaufen wollte, von den kleinen Biestern aber gehindert wurde, denn sie hatten sich in meiner Kleidung verbissen.

Hinter mir schrie Rosy Welch wie eine Wahnsinnige. Eine Katze wollte mir an die Kehle. Mit der freien Hand riß ich sie ab und schleuderte sie in einem wahren Anfall von Wut von mir weg.

Es war reines Glück, daß ich so genau hatte zielen können. Die Katze verschwand in Yitas weit aufgerissenen Rachen, der in diesem Moment zuklappte, so daß sie von den Zähnen der riesigen Bestie zermalmt wurde.

Ich mußte mich um Sheila kümmern.

Sie lag am Boden, in ihren Augen loderte die Panik, der Schlangenleib umklammerte noch immer ihren Körper, doch er hatte keine Kraft mehr. Meine geweihte Kugel hatte ihm ein Ende bereitet.

Ich lief auf Sheila zu, trat zwei Katzen so hart aus dem Weg, daß sie sich jaulend überschlugen und erreichte endlich Bills Frau. Ich riß sie hoch, heraus aus diesem verdammten Würgegriff der dämonischen Schlange, zog sie mit und sah zu, daß sie in eine Ecke des Kellers kam, wo sie zitternd stehenblieb.

Als ich mich umdrehte, hörte ich ihren Schrei.

Es war ein Warnschrei. Instinktiv zog ich den Kopf ein und zuckte etwas zur Seite.

Das war mein Glück.

Rosy Welch hatte zugeschlagen. Und die Lampenschale wäre auf meinem Kopf zersplittert, so aber traf sie nur meine Schulter, wo sie ebenfalls zerbrach, jedoch keinen weiteren Schaden mehr anrichten konnte.

Ich bekam einige Splitter ins Gesicht und schleuderte meine rechte Faust vor.

Der Treffer trieb die verrückte Frau fast quer durch den gesamten Kellerraum. Sie krachte mit dem Rücken gegen die Wand und begann zu wimmern.

Ausgeschaltet war sie nicht, aber immerhin erst einmal aus dem

Rennen, so daß ich mich meinem Hauptgegner, Yita, zuwenden konnte.
Dieser Kampf würde mir alles abfordern, das war gewiß. Sogar die kleinen Katzen hatten sich zurückgezogen, weil sie Yita das Feld überlassen wollten.
Was hatte ich für Waffen?
Kreuz, Beretta, Dolch, Kreide…
Die mußten reichen, um auch Yita zu besiegen. Wieder versuchte ich es mit der magischen Kreide. Ich bückte mich hastig und malte erst einen Halbkreis um Sheila, dann wollte ich mich ebenfalls schützen, doch dagegen hatte Yita etwas.
Sie ließ mir nicht die Zeit. Ich schleuderte die Kreide weg und stellte mich.
Der Kampf begann!

***

Yita war ein denkendes Monster, wenn ich das mal so sagen darf.
Sie griff nicht einfach an, um mich dabei über den Haufen zu rennen, sondern ging geschickter vor.
Die Katze schlich zur Seite. Obwohl sie ein immenses Gewicht vorweisen konnte, ging sie fast lautlos.
Und dann kam der Schlag.
Es war ein gewaltiger Hieb mit dem Schwanz. Ich wurde von ihm überrascht und mußte ihn voll nehmen. Plötzlich drehte ich mich um die eigene Achse, bekam noch mehr Schwung und wurde von der Kraft gegen die Wand geschleudert.
Ein dreckiges Lachen erreichte meine Ohren, das Rosy Welch ausgestoßen hatte. Sie sah sich und vor allem Dingen Yita bereits auf der Siegerstraße.
Da hatte ich auch noch ein Wörtchen mitzureden.
Ich war zwar gegen die Mauer geprallt und spürte auch Schmerzen in der Schulter, ansonsten konnte ich mich als voll funktionsfähig bezeichnen. Und ich hielt meine Beretta in der Hand.
Ich duckte mich und feuerte.
Kugel auf Kugel jagte ich aus dem Lauf. Die Silbergeschosse streuten durch den Raum, und der gewaltige Katzenkörper war überhaupt nicht zu verfehlen.
Viermal hieben die geweihten Geschosse in den mächtigen pechschwarzen Körper.
Yita hatte bereits zum Sprung angesetzt, doch als meine Kugeln sie trafen, zuckte sie bei jedem Einschlag wie unter Stromstößen zusammen, öffnete ihr Maul, und das Fauchen, das sie mir entgegenschleuderte, erinnerte mich an Donnerhall.
War Yita erledigt?

Sekundenlang hatte ich die trügerische Hoffnung, weil sie plötzlich eingesackt war und am Boden lag, wobei ihr Körper bebte und sie wild den Kopf von einer Seite zur anderen warf.

Yita wollte es wissen.

Und sie kam hoch.

Langsam zwar, aber immer noch schnell genug. Ich sah genau, wo die Kugeln getroffen hatten. Dort quoll eine dunkle Flüssigkeit hervor, die sich langsam ausbreitete und als lange Streifen an dem Körper der Katze herablief. Da sie eine pechschwarze Farbe aufwies, erkannte ich, daß die Flüssigkeit im Gegensatz dazu grünlich rot schimmerte.

Sie schlich auf mich zu.

Wieder traf mich das Fauchen.

Weit hatte sie das Maul aufgerissen. Diese Bestie war wirklich eine Ausgeburt der Hölle, eine Reininkarnation aller Alpträume, bereit, mich zu verschlingen oder mit den langen tigerhaften Zähnen in Stücke zu reißen.

»Ja!« kreischte Rosy Welch. »Friß ihn! Friß ihn auf, diesen verdammten Bullen!«

Ich stand sprungbereit. Mein Blick bohrte sich in die ungemein kalten, bestialisch funkelnden Augen der Katze, von einer nahezu knallgelben leuchtenden Farbe.

Würde sie es schaffen?

Dann sprang sie.

Langsamer als sonst, aber immer noch schnell genug. Der riesige Körper wuchtete auf mich zu, ich schoß noch und hechtete erst dann zur Seite, wobei ich sah, daß meine geweihte Silberkugel im Maul der Bestie verschwand und irgendwo ihren Schlund aufriß.

Sie krachte zu Boden.

Genau auf mich.

Ich hatte es wirklich nicht mehr geschafft, richtig wegzukommen.

Die Horror-Katze drückte mich, mit ihrem gewaltigen Gewicht zu Boden. Sie klemmte mir die Beine ein. So sehr ich mich auch bemühte, ich kam nicht unter ihr weg.

Jetzt lagen die Vorteile auf ihrer Seite.

Zum Glück konnte ich noch meinen Oberkörper bewegen. Ich warf die Beretta weg und sah auch die grüne Flüssigkeit, die aus der Tiefe des Rachens strömte und über die Zunge der Katze floß, bevor das dämonische Blut an den Zähnen entlangrann und auf mich tropfte.

Mit dem Dolch hieb ich zu.

Von unten her drang die geweihte Klinge durch den Kiefer der Bestie und riß ihn auf.

Die Katze wurde verrückt. In ihrer Wut schleuderte sie den Körper herum, bevor sie zubeißen und mich doch noch verschlingen konnte. Ich kam wieder frei und taumelte auf die Beine.

Die Katze aber drehte sich auf der Stelle. Wild peitschte ihr gewaltiger Schwanz.

Ich wurde davon nicht getroffen, denn ich brachte mich rechtzeitig genug in Sicherheit. Aber eine andere bekam die Kraft der dämonischen Katze zu spüren.

Rosy Welch!

Es hatte sie nicht mehr auf ihrem Platz gehalten. Sie wollte nicht länger zusehen, sondern in den Kampf mit eingreifen. Dabei schrie sie und feuerte Yita immer weiter an.

Doch Yita war verletzt und unberechenbar geworden. Sie unterschied nicht mehr, wer Freund oder Feind war. Sie wollte nur noch das Opfer. Plötzlich hob sich ihr Körper, und bevor ich es noch verhindern konnte, flog sie auf Rosy zu.

»Neiiinnnn… aaggrrhhhh …« Ein schauriger Schrei drang durch den Keller.

Abrupt stoppte er.

Ich vernahm ein schreckliches Geräusch, während die Katze sich herumdrehte.

Da sah ich es.

Ein Schuh schaute aus ihrem Maul hervor und ein Stück Bein.

Mehr war von Rosy Welch nicht zu sehen…

Sie hatte den Wind gesät und Sturm geerntet.

Ich mußte mein Entsetzen buchstäblich herunterschlucken. Vor Grauen begann ich zu zittern, aber ich wollte die Bestie erledigen.

Koste es, was es wolle.

Diesmal griff ich sie an.

Ich hechtete auf ihren Rücken. Von der Seite her kam ich, schneller, als Yita reagieren konnte.

Diesmal nahm ich weder den Dolch noch die Beretta, sondern das geweihte Kreuz, das aufgeladen war mit der mächtigsten aller Weißen Magien.

Das Kreuz preßte ich gegen die obere Kopfhälfte der Riesenkatze.

Als hätte sie einen gewaltigen Schlag bekommen, so zuckte es durch ihren Körper. Wo mein Kreuz sie berührt hatte, tanzten plötzlich Flammen über das Fell, die sich in Windeseile ausbreiteten, so daß ich mich von dem Katzenrücken herunterwarf.

Im Nu stand Yita in Flammen.

Noch einmal schaute sie mich an.

Allen Haß der Hölle sah ich in ihren gelben Augen leuchten, während sie noch auf allen vier Beinen stand und von den kalten Flammen der Weißen Magie umlodert wurde. Dann begann sie zu zittern. Ihre Beine gaben nach, und schwer sackte sie zusammen.

Auf dem Bauch blieb sie liegen.

Erledigt…

Das Feuer aber brannte weiter. Es änderte nur seine Farbe. Aus dem Gelbrot wurde ein kaltes Blau, und es loderte so lange, bis von Yita nur noch Asche übrig war.

Diese Bestie war ihrem Schicksal nicht entronnen. Ich drehte mich um und ging zu Sheila Conolly. Sie war ohnmächtig geworden.

Die Angst und der Schrecken hatten ihren Tribut gefordert. Sheila war ein Mensch, keine Maschine.

Ich bückte mich, faßte sie unter und hob sie hoch. Fast wäre ich gefallen, denn nun merkte ich auch, wie sehr mich die letzten Minuten in diesem verdammten Keller gefordert hatten.

Ich verließ den Raum des Schreckens und stieg langsam die Treppe hoch.

***

Die Polizeisirenen hörte ich bereits, als ich die letzten Stufen noch vor mir hatte.

Sekunden später wurde die Außentür aufgerammt, und zahlreiche Uniformierte stürmten mit gezogenen Waffen in das Haus.

Aber nicht nur sie. Auch Bill Conolly und Suko waren bei ihnen.

Als Bill, dessen Kopf ein Verband zierte, mich und seine Frau sah, wurden seine Augen groß.

»Sheila!« schrie er und lief auf uns zu. An seinem Gang erkannte ich, wie schwer es ihm fiel, sich auf den Beinen zu halten.

»Sie ist nicht tot«, sagte ich, »nur bewußtlos.«

Bill schaute mich an, wollte lächeln, verdrehte aber dann die Augen und sackte doch tatsächlich zusammen.

Da lag der Kerl nun und war bewußtlos.

Suko nahm mir meine menschliche Last ab.

Auch mich packte der Schwindel, aber ich hielt mich gut und ließ mich auf einem Sitzkissen nieder, während sich die Beamten um Bill Conolly und seine Frau kümmerten.

Durch die offene Tür hörte ich das Schreien von Clive Welch. Auf ihn wartete das Gericht.

Die Katzen hatten überlebt. Sie hockten überall herum, völlig harmlos und putzten sich.

»Eigentlich sind es doch ganz nette Tierchen«, sagte Suko und schlug mir auf die Schulter. »Willst du nicht ein paar adoptieren?«

»Klar, aber nur Spielzeugkatzen.«

Der Chinese lachte. Dann berichtete er mir, wie es ihnen ergangen war.

»Brauchst du jetzt einen neuen Feuerstuhl?« fragte ich.

»Nein, die Maschine wird wieder repariert.«

Ich verdrehte die Augen. »Dabei dachte ich, du würdest dir endlich mal ein anständiges Motorrad kaufen. Die Harley ist doch viel zu

lahm, mein Lieber.«

Wenn Blicke töten könnten… Suko hing eben an seiner Harley.

Vielleicht hatte er als Chinese auch etwas gegen Japaner.

Möglich ist alles…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 165 »Die Bestien aus dem Geistersumpf«